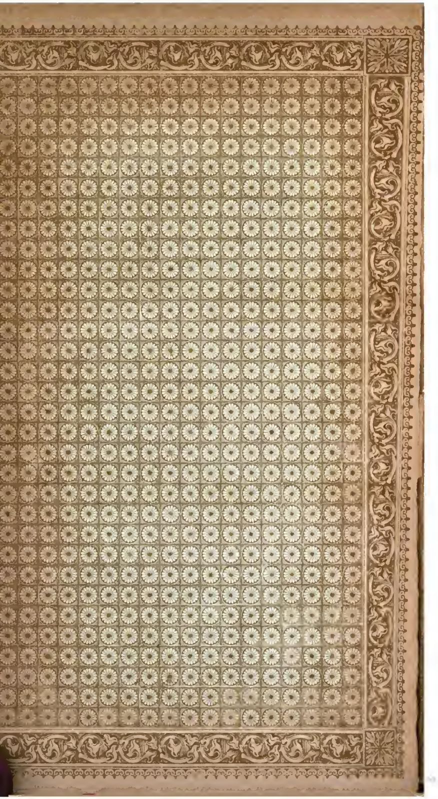

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


AUS
DER BIBLIOTHEK
VON



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Buridans Esel" von K. Wildtenstein. (S. 81)
Originalzeichnung von A. Wald.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

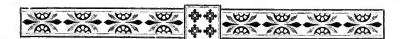
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1899.

Zweiter Band.

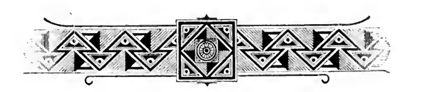
Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.





Das fünfte Gebot.

Roman von **Paul Oskar Höcker.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als die Brüder nach Stubbenkammer gelangten, vernahmen sie das lebhafte Durcheinander vieler fröhlicher Stimmen. Auch Kindergesang und Musik erklang von der mächtigen Herthaeiche an ihr Ohr.

Es mußte eine rüstige Gangart angeschlagen werden, denn es ging bereits auf sieben Uhr. Um neun Uhr spätestens wollte Ernst aber an Bord sein, da nach der Schiffsrolle seine Wache um zehn Uhr begann und er vorher noch die Meldungen der jüngeren Offiziere entgegennehmen, auch sich flüchtig in seiner Kajüte einrichten wollte.

Wenn es zwischen ihm und Ernst auch zu keiner Aussprache mehr kam, so bedauerte Werner doch keineswegs, den Bruder begleitet zu haben. Ernst befand sich in so tiefer seelischer Verstimmung, daß es Werner lieber war, den Unglücklichen bis an Bord des „Pelikan" bringen zu können. Einmal im Dienst, gab es für den Offizier kein Zurück mehr. Das eiserne Muß allein konnte den vom Schicksal so schwer Geprüften wieder aufrichten.

Unterwegs, als sie an den steilen Abhang der sogenannten Klinken kamen, hatte Werner den plötzlichen Verdacht gehabt, daß Ernst sich vielleicht ein Leid anthun könnte, und er hielt sich dicht an seiner Seite. Doch seine Besorgnis war unnötig gewesen.

Zu sagen hatten die Brüder beim Abschied einander nichts mehr. Sie drückten sich nur stumm und bewegt die Hände. Dann trat der Seeoffizier auf die Landungsbrücke, an der das Gig mit den Matrosen seiner harrte. Der älteste, im Maatsrang stehende Rudergast sprang bei seinem Näherkommen empor und meldete die kleine Abteilung in strammem Tone „zur Stelle“.

Ernst griff an die Mütze — noch ein letzter Händedruck mit Werner — dann sprang er ins Boot und nahm auf der oberen, mit rotem Plüsch gepolsterten Kommandobank des kleinen weißen Fahrzeugs Platz.

Pfeilgeschwind schoß das Gig unter den gleichmäßigen Ruderschlägen dahin, binnen wenigen Minuten die Strecke bis zum Fallreep des „Pelikan“ zurücklegend. Werner winkte dem Bruder noch einmal zu, dann wandte er dem Strand den Rücken, um die Heimkehr anzutreten.

Er hatte das schmuckgelegene Saßnitz aber noch nicht verlassen, als er zu seinem größten Erstaunen Frau Sora gewahrte, die gerade aus dem primitiven Thor eines Bretterzaunes heraustrat, der einen mächtigen Neubau umfriedete. Auch die junge Frau schien überrascht, den Arzt hier zu treffen. Sie zögerte ein paar Augenblicke, offenbar war sie sich nicht schlüssig, ob sie Herrn v. Gleichen Gelegenheit zu einem Gespräch geben sollte. Da Werner ihre Verlegenheit, deren Grund er sich allerdings nicht zu deuten wußte, bemerkte, so war er zartfühlend genug, nur mit stummem Gruße seinen Weg fortzusetzen.

Da näherte sich ihm Sora aber doch noch.

„Ich vermutete Sie mit den anderen am Herthasee,“

sagte er leichthin. „Sie haben aber wohl Ihren Vater besucht?"

Sora war augenscheinlich sehr verwirrt. „Ja, geschäftliche Angelegenheiten," sagte sie ausweichend. Dann ward ihr Ton wärmer, als sie fortfuhr: „Wie verließen Sie Agathe?"

„Sie war bewunderungswürdig wie immer," erwiderte der Arzt.

„Ich habe Ihrem Bruder nicht einmal lebewohl sagen können in der Hast der leidigen Geschäfte," entschuldigte sich Sora. „Er wird vor der Abfahrt von Bord nicht mehr zurückkehren?"

„Sein Dienst hat bereits begonnen. Es ist auch am besten so."

Sora nickte. Sie fragte den Arzt dann, ob er denn den weiten Weg nochmals zu Fuß zurücklegen wolle. Als Werner bejahte, fuhr sie fort: „Aber dann werden Sie erst nach Mitternacht dort eintreffen."

„Könnte ich — auch wenn ich früher einträfe — irgendwie helfen?"

Die junge Frau, ewig in Sorgen um andere, befürchtete, daß das Dienstpersonal in der allgemeinen festlichen Erregung die Zimmer in den beiden Häusern vielleicht nicht in Ordnung gebracht haben möchte. „Es thäte mir besonders leid, wenn Hanna, die sich so wie so fast übermenschlich aufopfert, dadurch vermehrte Arbeit hätte."

„Wenn es unserer Agathe gilt," meinte Werner, trübe lächelnd, „so ist ihr keine Anstrengung zu viel. Uebrigens hoffe ich, daß die arme Kranke nach all den Anstrengungen und Erschütterungen schon längst festen Schlaf gefunden haben wird."

„Es wäre der Armen von Herzen zu wünschen," sagte Sora. Als sie sich dann verabschiedete, um zu ihrem Vater zurückzukehren, der sie nach der Erledigung seiner

Geschäfte im Wagen zurückbringen wollte, setzte sie noch hinzu: „Wäre es für Schwester Hanna aber nicht gut, wenn wir sie endlich ablösten?"

„Wenn ich sie noch wach antreffe, werde ich ihr den Rat geben, sich heute ruhig ins Bett zu legen. Agathe ist ja so still und geduldig. Sie braucht zur Nacht nichts als einen Schluck Limonade."

„Bitten Sie sie doch, das Glas auf das kleine Tischchen neben Agathens Bett zu stellen. Agathe ist es vielleicht peinlich, die Freundin wegen eines Trunkes zu stören — und dann würde sie wohl eher die qualvolle Trockenheit im Hals erdulden, als Hanna zu wecken."

„Sie denken auch an alles, Frau Brand," sagte der Doktor fast gerührt.

Herzlich verabschiedete er sich dann von der nie rastenden, immer um der anderen Wohl besorgten jungen Frau, die so wenig kummerlose Tage in ihrem Leben zu verzeichnen hatte. —

Mitternacht war thatsächlich vorüber, als Werner zum Kurhaus gelangte. Das Fest hatte zwar programmmäßig schon um elf Uhr sein Ende erreicht, die Badegäste befanden sich aber trotzdem noch nicht in ihren Behausungen; auch im Kurhaus war es ganz still, und sämtliche Fenster — mit Ausnahme der beiden von Agathens Zimmer — standen noch offen. Das vergnügungssüchtige Völkchen der Sommerfrischler hatte sich in den verschiedensten Restaurants noch zusammengefunden. In dem großen Saale des „Strandschlosses", wie der Name des ersten Hotels im Ort lautete, wurde sogar getanzt. Die laue Abendluft trug hin und wieder abgerissene Takte aus Walzer- und Polkamelodien zum Garten des Brandschen Kurhauses herüber.

Auf einen leisen Anruf des Arztes erschien Hanna sofort am Fenster. Werner sah sie zum erstenmal in

einem anderen Gewand als dem ernsten Ornat. Sie hatte, Agathens Bitte folgend, eines von deren bequemen Negligés angezogen.

Es war Mondschein. In dem matten Silberlicht erschien die schlanke Mädchengestalt dem jungen Arzt besonders schön und poetisch. Auch ihr Gesichtsausdruck hatte etwas so Liebes, Herziges. Werner stieg auf die Bank, um ihre Hand erreichen und einen Kuß darauf drücken zu können. Das war aber wegen der Entfernung des Hochparterrefensters vom Erdboden nicht möglich.

Hanna verwies es ihm auch in sanftem Tone. „Sind wir nicht zu ernste Menschen dazu?" fragte sie, den Blick verwirrt abwendend.

„Nun, Hanna, warum sollte ich nicht trotzdem Ihre Hände küssen dürfen, Ihre wohlthätigen Hände? Ich möchte wohl, daß ich ruhig daläge und Ihre Hände auf meiner Stirn ruhten, Hanna."

„So sollen Sie nicht sprechen, Herr v. Gleichen. Wir sind Pflichtmenschen — wir haben kein Recht, an uns zu denken."

Sie duldete es aber doch, daß er nun auch noch auf die Lehne der Bank stieg und seine heißen Augen und seine brennende Stirn an ihre schlanken Hände preßte.

„Werner!" sagte sie unruhig, fast flehend. „Was thun Sie?" Es klang wie Trauer darüber, das er dem bisherigen idealen Freundschaftsbund, der sie vereinte, nun mit einemmal eine andere Bedeutung geben wollte.

Gehorsam ließ Werner von ihr ab.

Hanna berichtete ihm dann über Agathe. Sofort kehrte der schwermütige Ernst wieder in das Antlitz des Arztes zurück. Er drang in die Schwester, sich heute niederzulegen, die Nacht nicht wieder zu durchwachen. „Sie haben mir immer Schonung gepredigt, Hanna. Ich folge Ihnen in allem. Aber schenken Sie mir heute gleichfalls Gehör. Wollen Sie?"

Sie sah ihm einen Augenblick lang erglühend ins Antlitz. „Aber warum soll ich mich schonen? Und weshalb bekümmert Sie's, wenn ich's nicht thue?"

„Hanna," flüsterte er, „ich habe Sie lieb, ich liebe Sie schon lange, lange, ich hatte nur noch nie den Mut, es Ihnen zu gestehen. Auch befand sich mein Herz die ganze Zeit über unter dem Druck der Angst um Agathe."

Die Schwester schwieg. Ihr Atem ging aber rascher, und ihrem Gesichtsausdruck sah Werner die tiefe Bewegung an.

Lange standen sie still sinnend da, der leisen, träumerischen Begleitung lauschend, die die Wellen des Meeres zu den vom Tanzplatz herüberklingenden Harmonien rauschten.

Zum erstenmal sprach Hanna dann über ihre Familie. Die Geschichte ihres Hauses war einfach. Sie war früh Waise geworden. Ihr Vater, ein preußischer Major, hatte ihr wenig hinterlassen. So war sie bestimmt worden, ins Augustastift einzutreten, von dem aus sie nach mehrjährigem Kursus in die Klinik des Professors Bruhn gekommen war.

„Und du hast nie daran gedacht, Hanna, deinem sorgenvollen Beruf einmal zu entsagen, dich dem sonnigen Leben zu widmen? Hast nie an Liebe, nie an Ehe gedacht?" fragte er.

Nun weinte sie. „Ich weiß nicht, Werner. Ich glaube, ich wäre mir wortbrüchig vorgekommen."

„Ei, Hanna, du bist doch nicht gebunden!"

„Lassen Sie mir Zeit, Werner, mich selbst erst wieder zu finden. Sie wissen, wie schwer ich selbst durch meinen Beruf leide — und gar jetzt, wo ich das treueste, beste Wesen auf der Welt sich so quälen sehe."

Auch Werners Ton ward ernster. „Ich möchte ihr

wohl wünschen, bald die ewige Ruhe zu finden," sagte er seufzend.

„Gott wird Erbarmen mit ihr haben und sie bald erlösen."

Sie sagten einander Gutenacht. Dann verließ Werner den Platz unter ihrem Fenster und schritt auf die Villa Waldfrieden zu. Hanna sah ihm nach, innerlich tief ergriffen, bis er im Haus verschwunden war.

Nachdem sie ein Glas mit der von Sora bereiteten Limonade gefüllt und es auf das Tischchen an Agathens Bett gestellt hatte, begab sie sich zur Ruhe.

Die Luft war etwas drückend im Zimmer. Trotzdem die Stimmen der Heimkehrenden die Stille der Nacht häufig unterbrachen, ließ sie daher doch das Fenster offenstehen, um den kühlen, frischen Luftzug zu genießen, den das Meer heraufführte.

Sie entkleidete sich und legte sich zu Bett. Doch lange konnte sie nicht einschlafen. Immer mußte sie an ihr Gespräch mit Werner denken. Ein beseligendes, beglückendes Gefühl machte ihr Herz schneller schlagen: Werner liebte sie!

Jetzt durfte sie sich's ja eingestehen, daß sie schon in den ersten Tagen ihrer gemeinsamen Thätigkeit in Berlin ein tieferes Interesse für den Arzt empfunden hatte. Sie hatte zwar nie zu hoffen gewagt, daß er es erwidere, und auch jetzt war es ihr noch nicht klar, ob sie denn eine Berechtigung hatte, an ein persönliches Glück glauben zu dürfen. Ihr Beruf hatte mit seinen ernsten Anforderungen ihr ja niemals Zeit gelassen, an sich selbst zu denken.

Wie ihr das wohlthat, ruhig dazuliegen, die frische Meeresluft einzuatmen und dabei von einer glücklichen Zukunft zu träumen, in der sie nicht immer nur die Sorgen und Qualen der Krankenstuben würde mit erdulden müssen, sondern am Glück der Menschen sich freuen und sonnen

konnte — ach, sie faßte das kaum, so wonnig erschien ihr diese Erlösung.

Auch Werner taugte ja nicht für die Praxis. Er hatte ein viel zu weiches Herz dazu. Vielleicht entschied er sich dafür, wozu ihm auch der Professor geraten hatte, die akademische Laufbahn zu betreten. Wenn er sie dann heimholte — zu seiner Frau machte, welch stilles, friedliches Heim wollte sie ihm schaffen!

Schon halb im Schlaf weinte sie vor Glück. Ihr Herz war so voll Seligkeit, daß sie aller Welt hätte Anteil geben mögen an ihrer Freude. Doch dann schreckte sie wieder die Gegenwart. Welch krasse Kontraste schuf doch das Leben! Hier lag sie, das arme Mädchen, in seliger Freude darüber, ein für sie warm schlagendes Herz gefunden zu haben; nebenan wußte sie die unglückliche Freundin, die heute trotz ihres großen Vermögens für immer sich von dem Geliebten hatte trennen müssen. Das stimmte die hellen Jubeltöne ihres Herzens wieder herab.

Sie war endlich todmüde geworden. Die vielen durchwachten Nächte machten sich geltend. Der Schlaf kam nun nicht sacht über sie, er überfiel sie gewissermaßen. Erschöpft sank ihr Haupt zurück, Ringe bildeten sich vor ihren Augen, die immer weiter und weiter sich dehnten, um als Luftgebilde sich zu zerteilen, aufzulösen in nichts.

— — — — — — — — — — — — —

Sie schlief so fest und so lange, wie selten in letzter Zeit. Als sie erwachte, schienen bereits die ersten Strahlen der Sonne ins Zimmer. Es mochte schon vier Uhr vorbei sein. Sie hatte also über drei Stunden hintereinander geschlafen.

Rasch richtete sie sich auf und blickte ins Nebenzimmer. Agathe rührte sich nicht.

Aber hatte sie denn, bevor sie sich entkleidete, nicht die Thür zu Agathens Zimmer angelehnt, die jetzt weit offen stand?

Es fröstelte Hanna. Sie schloß vom Bett aus das Fenster, dessen Flügel sie erreichen konnte. Draußen sangen die Vögel in den Zweigen der Bäume. Die Hähne krähten. Gleichmäßig rauschte das Meer. Aber keine einzige Fischerbarke war auf der See zu erblicken. Die Fischersleute hatten wohl nach dem gestrigen Fest das Bedürfnis gespürt, auch einmal auszuschlafen. Auch von den Badegästen war noch niemand wach; keine Stimme ward laut.

Doch da — auf dem Gang draußen — ließ sich ein leichter Schritt vernehmen. Gleichzeitig erklang von der Landstraße her Räderrollen und Hufschlag, der sich entfernte.

Die Schritte hielten dicht vor Hannas Thür. Die Schwester griff hastig nach ihren Kleidern. Sie hatte über der Aussprache mit Werner gestern abend vergessen, die beiden Zimmer abzuschließen.

Nun öffnete sich die Thür, und Sora trat ein, vorsichtig um sich blickend.

„Frau Brand!“ flüsterte Hanna, den Kopf erhebend.

„Habe ich Sie gestört? Ich wollte nur sehen, ob Sie auch nicht wieder wachen. Sonst hätte ich Sie abgelöst.“

„Sie kommen jetzt erst von Saßnitz?“

„Mein Vater brachte mich her. Aber wecken wir Agathe auch nicht auf?“ unterbrach sich die Hausfrau. Auf den Zehen ging sie ins Nebenzimmer. Hanna hörte, daß sie das von der Kranken vermutlich leergetrunkene Glas wieder mit Limonade füllte. Ebenso leise kam sie dann wieder zur Schwester zurück. „Sie schläft fest,“ flüsterte sie. „Atmet fast unhörbar wie ein Kind.“

„Ich werde jetzt aufstehen,“ sagte Hanna. „Es ist ja schon heller Tag.“

Sora nickte. „Ich denke auch nicht daran, mich erst noch zu Bett zu legen. Gottlob, daß alles vorüber ist.“

„Was — vorüber?“ fragte die Schwester.

„Ach, eine geschäftliche Angelegenheit," seufzte Sora. Sie ließ sich am Fenster nieder und blickte in den Garten hinaus. Da sie sich offenbar nach Mitteilung sehnte, so forderte Hanna, nachdem sie die Thür zur Krankenstube geschlossen, sie auf, doch abzulegen und bei ihr zu bleiben. Sie selbst bat um die Erlaubnis, Toilette machen zu dürfen.

Sora berichtete, welchen Zwist ihr Vater mit ihrem Gatten gehabt hatte. Es war ihr schwer geworden, den Vater wieder zu versöhnen. Er hatte den Gedanken an eine Unterstützung durch Agathe nun glücklicherweise selbst aufgegeben und noch im Beisein der Tochter ein Schreiben an eine bekannte Baubank aufgesetzt, die sich vielleicht hilfreich erweisen würde.

In ihren Mitteilungen unterbrach sie sich plötzlich, indem sie kopfschüttelnd durchs Fenster zeigte.

„Aber sehen Sie doch nur, Schwester Hanna, die Beete sind schon wieder zertreten."

Hanna, deren Toilette inzwischen so weit gefördert war, daß sie sich am Fenster blicken lassen konnte, kam näher. Richtig war der Rasen sowohl als auch ein Teil der Beete durch Fußstapfen beschädigt.

„Ich fange nun schon an zu glauben, daß da nicht Achtlosigkeit eines Hausbewohners, sondern Feindseligkeit irgend eines Fischers im Spiele ist — vielleicht Neid, Eifersucht," sagte Sora mißmutig.

Hanna runzelte die Stirn. Wieder mußte sie an den rätselhaften Spaziergänger jener Nacht denken. „Ist es schon häufig vorgekommen, daß man zur Nachtzeit die Beete zertreten hat?" fragte sie.

„Schon ein halbes Dutzend Mal. Und immer ist auch der Weg dort drüben an der Villa zwischen den Rosenbeeten begangen." Sie öffnete leise das Fenster und bog sich hinaus. „Da, sehen Sie nur, und heute ist sogar

das Rosenparterre hier vor dem Kurhaus zertreten. Ein, zwei, drei Stöcke sind ruiniert."

Hanna sprach ihr zu. Frau Sora, die eine große Blumenliebhaberin war, nahm aber keinen Trost an. Sie legte rasch Hut und Umhang ab und eilte hinaus, um mit Rechen und Harke den ärgsten Schaden wieder gut zu machen.

Als die junge Frau dann etwas leichteren Herzens wieder zurückkehrte, hatte Hanna ihre Toilette völlig beendet. Sie sah so frisch und rosig aus, daß die Hausfrau nicht umhin konnte, ihr eine Artigkeit zu sagen in aufrichtiger Bewunderung.

Hanna ging, als Sora sich empfahl, um sich umzukleiden und ein Bad zu nehmen, leise in Agathens Zimmer. Sie wollte sich davon überzeugen, ob auch die Vorhänge so dicht geschlossen seien, daß kein vordringlicher Sonnenstrahl das Bett traf.

Es herrschte ein eigentümliches Dämmerlicht in der Krankenstube. Die Gardinen, die mit dunkelblauem Taffet gefüttert waren, ließen das Tageslicht nur gedämpft herein. Agathe lag regungslos im Bett.

Hanna trat näher heran, um ihren Atemzügen zu lauschen. Die Kranke hatte sich, wie es schien, im Schlaf unruhig hin und her geworfen. Die Kissen waren zerwühlt, auch die augenblickliche Lage der Leidenden ließ darauf schließen, daß sie eine schlechte Nacht gehabt hatte. Sie lag der Wand zugekehrt, ihre Hände waren über dem Kopf gefaltet.

Hanna wunderte sich darüber, daß sie von der Kranken nicht gerufen worden war. Behutsam wollte sie die schlanken Finger Agathens lösen, um sie in eine bequemere Lage zu bringen. Doch ein kältender Schreck griff ihr plötzlich ans Herz.

Einen Augenblick stand sie wie erstarrt da, dann drehte

sie sich hastig das Antlitz der unbeweglich Daliegenden zu. — Ein starrer, melancholischer und doch wieder sanfter Ausdruck. Kalt die Stirn — die Augen geschlossen, die Lider dunkel — fahl die Wangen.

Im nächsten Augenblick flog Hanna in die Vorhalle hinaus. „Frau Brand! Frau Brand! Kommen Sie schnell!" schrie sie.

Die langsamen Schritte der jungen Frau, die soeben müde auf dem obersten Treppenabsatz angelangt war, stockten.

„Ach bitte, Frau Brand, kommen Sie doch schnell wieder herunter! Mit Agathe —"

„Was ist's mit Agathe?" klang es erschrocken herab.

„Eine seltsame Veränderung! Fast könnte man glauben —"

Hastig legte Sora den Weg zurück. Ihre Blicke waren ängstlich forschend auf das bleiche Antlitz der Schwester gerichtet, während sie sich gemeinsam nach Agathens Zimmer verfügten. „Sie jagen mir Furcht ein, Schwester Hanna," stammelte sie.

Da standen sie beide am Lager, vor ihnen lag die regungslose Gestalt des jungen Mädchens.

„Barmherziger Gott!" entfuhr es Sora, „sie ist tot."

Hanna starrte fassungslos die schlanke Gestalt an.

Ja, das war der Tod. Im ewigen Schlaf lag sie da, die glückliche Unglückliche — erlöst von ihren Leiden.

Viertes Kapitel.

„Ich werde Herrn v. Gleichen wecken," sagte endlich Sora.

„Gönnen wir ihm vorläufig noch ein paar Stunden Schlaf," meinte die Schwester. „Er hat in der letzten Zeit viel erduldet, und die nächsten Tage werden gleich-

falls schwere Anforderungen an ihn stellen. In der Dorfstraße, nur ein paar Häuser von hier entfernt, beim Fischer Dröse, wohnt Doktor Günther aus Stralsund."

„Nein, nein, Schwester, ich glaube, Herr v. Gleichen würde es uns falsch auslegen, wenn wir ihn umgingen. Ueberhaupt ist er mit dem Fall doch genau vertraut und wird auch, schon aus Schonung für uns, nicht so große Umstände machen wie ein Fremder."

Trotz ihres Schmerzes war die Hausfrau besonnen genug, an den Ruf des Kurhauses zu denken.

„Aber wir reden und reden, und ein Arzt würde vielleicht längst Wiederbelebungsversuche angestellt haben," bemerkte Hanna.

Sora blickte ihr ernst ins Auge. „Hanna, würden Sie es für ein Glück halten, wenn eine Wiederbelebung noch möglich wäre und angestellte Versuche Aussicht auf Erfolg hätten?"

Hanna fuhr sich mit den Händen über die Stirn. Dann schüttelte sie den Kopf. Ihre Züge zeigten eine trübe Mattigkeit. „Freilich, sie hat es überstanden, sie ist glücklich zu preisen."

Auf den Fußspitzen hatte die Hausfrau das Zimmer verlassen. Hanna blieb allein zurück. Wehmütige Erinnerungen durchzogen in der so plötzlich eingetretenen, ihr noch ganz fremden Einsamkeit ihren Sinn. Noch immer glaubte sie den leisen, matt verschleierten Ton von Agathens müder, dabei aber so zärtlichen Stimme zu hören.

Die sanfte Erlösung, bevor noch das eigentliche Siechtum eingetreten, war der armen Freundin ja allerdings von Herzen zu gönnen. Dennoch empfand es Hanna, die sich noch nie zuvor an einen Menschen so innig angeschlossen hatte wie gerade an die Braut des Marineoffiziers, über alle Maßen schmerzlich, daß ihr dies treuschlagende Herz für ewig verloren sein sollte....

Noch immer herrschte feierliche Stille im Hause, nur von der Villa Waldfrieden her vernahm man jetzt das gedämpfte Rufen und unruhige Pochen der Hausfrau, der es trotz aller Anstrengungen nicht gelingen wollte, Herrn v. Gleichen zu wecken.

Hanna ließ, nachdem sie zuvor dem Zimmer durch Herstellung der Ordnung ein würdigeres Ansehen verliehen hatte, ihre Gedanken zu dem Geliebten schweifen, den sie jetzt unter so ernst und feierlich veränderten Umständen wiedersehen sollte.

Es dauerte merkwürdig lang, bis Werner sich ermuntern ließ.

Durch das Klopfen und Rufen waren ganz gegen Soras Absicht ein paar Gäste wach geworden, doch gerade der Doktor gab kein Zeichen, daß er etwas vernommen habe.

Hanna eilte an das Fenster des Nebenzimmers und gab der Hausfrau mit gedämpfter Stimme den Bescheid, daß sie doch lieber rasch den fremden Arzt herüberholen werde. Noch bevor Sora etwas erwidern konnte, hatte sie den seitlichen Hausausgang erreicht.

Wenige Minuten später betrat Doktor Günther bereits das Haus. Hanna hatte vor seiner Wohnung gewartet, um ihn nach dem Sterbegemach zu geleiten.

Günther war der Typus eines behäbigen Familienvaters und Landarztes. Er war nicht gerade erfreut gewesen, zu so früher Stunde aus dem Bett herausgeklingelt zu werden, besonders nach einer so seßhaften Kneiperei, wie er sie im Kreis seiner Badebekannten heute nacht mitgemacht hatte. Das feine, ernste Wesen der Schwester bewog ihn aber, seine Unlust zu bemänteln. Er schämte sich seines verkaterten, verschlafenen Aussehens.

Als sie nun ins Kurhaus gelangten und an der Thür des Sterbezimmers Herrn Doktor v. Gleichen trafen, der

in höchster Erregung mit der Hausfrau sprach, zeigte der Stralsunder Arzt aber doch eine brummige Miene. Sofort verriet sich etwas wie Eifersucht in seinem Ton.

„Ja, warum wurde ich denn gerufen, wenn schon ein Kollege da ist?" begann er mißvergnügt. Er wollte seinem Aerger über die Störung wohl in längerer Rede Luft machen; Werner unterbrach ihn aber in aufgeregtem Ton, noch bevor Hanna die Situation aufzuklären vermocht hätte.

„Ein ganz merkwürdiger Fall, Herr Kollege! Es wäre mir außerordentlich erwünscht, wenn Sie gleichfalls diagnostizieren wollten. Frau Brand sprach ich bereits meine Vermutung aus."

„Und eine ganz ungeheuerliche Vermutung!" brachte die junge Frau, deren Antlitz totenblaß geworden war, stockend hervor. „Ich vermag das einfach — nicht zu fassen."

Werner hatte, sobald er Hanna bemerkte, deren beide Hände erfaßt und in großer Erregung gedrückt. Nichts von der Melancholie, die sonst sein Wesen beherrschte, war an ihm wahrzunehmen. Seine Augen blickten durchbohrend, fast streng. Eine tiefe Falte zwischen den Augen verlieh seinem Antlitz eine finsteren Zug.

„Hanna," sagte er hastig, „unser armer Liebling ist keines natürlichen Todes gestorben."

„Keines — natürlichen Todes?" stieß die Schwester entsetzt hervor, vor ihm zurückweichend.

Nun schien auch das Interesse des biederen Stralsunders geweckt. „Nanu! Selbstmord — wie? Wo liegt der Tote? — Ein Berliner natürlich! Diese Reichshauptstädter müssen sich auch gerade immer die hübschesten Punkte aussuchen, um ihren Nebenmenschen lästig zu fallen."

Herrn v. Gleichen empörte die derbe, originell sein

sollende Art des Kollegen. „Herr Kollege, die junge Dame, um deren Tod es sich handelt, stand in einem nahen verwandtschaftlichen Verhältnis zu mir und den Besitzern dieses Hauses," sagte er, sich zu einem höflichen Ton zwingend. „Sie würden uns daher verbinden, wenn Sie sich rein sachlich äußern wollten."

„Jemine, das war ja gar nicht so schlimm gemeint. Uebrigens, wenn ich nicht durchaus bleiben muß, so kann ich mich ja wieder nach Hause trollen." Er war sichtlich gekränkt, ließ sich aber doch schnell bereden, mit an Ort und Stelle zu kommen.

Während er in gewissenhafter, kühl geschäftiger Art die Untersuchung vornahm, verließen die beiden Frauen das Gemach. Hanna hatte solch traurigen Scenen ja schon häufig beiwohnen müssen; diesmal ging es aber doch gegen ihr Zartgefühl, Zeuge zu sein.

Werner bewahrte eine durchaus würdige Haltung am Totenbette. So mächtig ihn die Kunde von Agathens plötzlichem Ableben erschüttert hatte, so ernst und sachgemäß beschäftigte ihn nun die eigentliche Todesursache. Daß weder ein Herz- oder Gehirnschlag, noch Erstickung die unmittelbare Todesursache sein konnte, stand schon nach der ersten Untersuchung für ihn fest. Die eigentümliche Art der Blutzersetzung, die sich bei der sofort vorgenommenen Oeffnung der Pulsader zeigte, hatte ihn auf die Vermutung gebracht, daß der Tod durch übermäßigen Genuß eines Schlafmittels eingetreten sei.

Auch Doktor Günther, der über das Hauptleiden der Unglücklichen noch vor der Untersuchung von Werner unterrichtet worden war, trat dieser Ansicht bei. „Zweifellos handelt es sich um ein Opiat, das die Kranke gebraucht hat," sagte er. „Ist vielleicht eine Unvorsichtigkeit der Pflegerin anzunehmen? Das junge Mädchen erscheint mir noch etwas zu jung für einen so verantwortungsreichen Beruf."

„Ganz ausgeschlossen, Herr Kollege, daß Schwester Hanna einen Fehler begangen haben könnte,“ versetzte Werner fast hitzig. „Sie ist die Gewissenhaftigkeit selbst, ich kenne sie genau von Berlin her. Zudem stand die Kranke in meiner Behandlung, und ich habe mit Ausnahme eines einzigen Falles am Tag nach ihrer Ankunft hier am Ort ihr niemals ein Schlafmittel verabreicht.“

„Ja, dann ist mir's ein Rätsel.“

Werner verfügte sich ins anstoßende Zimmer, Hanna als Zeuge anrufend. Diese bestätigte, was er ausgesagt hatte.

„Dann muß sie sich die Pulver auf andere Weise verschafft haben,“ entschied der Stralsunder Arzt. „Kriminalist bin ich nicht. Ich kann nur mein medizinisches Urteil abgeben. Und das ist ja, wie Sie wünschten, geschehen. Der Rest der Erhebungen ist Sache der Staatsanwaltschaft.“

Die Hausfrau schrak ebensosehr zusammen wie Hanna, als der kurz angebundene Arzt von der Staatsanwaltschaft sprach.

„Aber man wird doch nicht gleich großen Lärm schlagen?“ fragte Sora ganz außer sich. „Das liegt doch in keines Menschen Interesse. Herr v. Gleichen, sind Sie denn nicht ebenfalls dieser Meinung?“

Werner fuhr sich nervös über die Stirn. „Ich muß Ihnen gestehen, Frau Brand, der Fall erscheint mir so rätselhaft — geradezu geheimnisvoll, daß auch ich eine Aufklärung für unbedingt erforderlich halte. Das ist überdies unsere gesetzliche Pflicht.“

„Bester Herr v. Gleichen,“ ließ sich Sora in wachsender Erregung vernehmen, „bedenken Sie doch, wie traurig und quälend eine Einmischung der Behörden wäre, was für eine Aufregung im Ort entstehen würde, und in wie furchtbarer Weise das Haus meines Gatten geschädigt

werden könnte. Das Gerede der Leute, die in solchen Fällen geradezu abergläubisch sind — es könnte ja unser Ruin sein. Nein, das wäre durchaus nicht im Sinne unserer armen Agathe gehandelt. Sie, die aller Welt nur Wohlthaten erwies, sollte durch ihren Tod Ursache des Verderbens für ihre Nächsten sein!"

Sie unterbrach sich, aufgeregt das Zimmer der Schwester durchmessend. Die Thränen schossen ihr in die Augen.

„Mein Gott, ich bin doch sicher nicht nur auf meinen Vorteil bedacht. Gewinnsucht liegt mir fern. Aber so schmerzlich der Tod Agathens für mich ist — ich kann die häusliche, die geschäftliche Lage nicht vergessen. Wenn nun plötzlich alle Gäste kündigten — es wäre unser Ende. Und damit auch das Unglück meines Vaters."

Doktor Günther saß, nur mühsam gegen seine Schlafsucht ankämpfend, auf Hannas Bett, das Kinn auf die Faust stützend.

„Ja, meine Herrschaften, wie gesagt, da habe ich nicht mitzusprechen," versetzte er nun, einen etwas gutmütigeren Ton annehmend. „Herr v. Gleichen, ich überlasse es Ihnen vollständig. Wenn Sie etwa wünschen sollten ... na, ich meinte nur so." Verwirrt brach er ab, da ihm der junge Kollege einen fast erstarrten Blick zuwarf. Er suchte nach seinem Hut, um sich zu empfehlen.

Hanna hatte inniges Mitleid mit Frau Sora, vermochte in deren Bitte aber doch nicht einzustimmen. Auch ihr erschien eine Aufklärung des geheimnisvollen Falles durch die Behörde durchaus geboten.

Nachdem Günther das Zimmer verlassen hatte, sagte sie, hinter ihm her weisend: „Nun nehmen Sie nur einmal an, zu welch unglaublichen Vermutungen man kommen würde, wenn Herr v. Gleichen von der angebotenen Gefälligkeit Doktor Günthers, zu schweigen, Gebrauch machen wollte. Denn glauben Sie etwa, beste Frau Brand, ein

Mann wie dieser schweigt? Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt er binnen einer Viertelstunde das Geschehene seiner Frau, und schon zur Badezeit wird es in allen Badezellen besprochen. Hätte ich eine Ahnung gehabt, was für ein flacher Mensch dieser Doktor Günther ist, ich würde ihn sicher nicht geholt haben. Aber meine Unruhe — und Herrn v. Gleichens fester Schlaf —!"

Werner starrte in dumpfer Verzweiflung durchs Fenster. „Ja, es war wieder eine furchtbare Nacht für mich." Er fuhr sich über die Augen und sah darauf der Schwester wehmütig lächelnd ins Antlitz. „Nach einem Traum von seligster Wonne die schreckliche, noch jetzt in allen Gliedern zitternde Unruhe und Zerschlagenheit, verquickt mit den grausamsten Schreckbildern!" Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. „Im Alpdrücken lag ich, als Frau Sora mich weckte. Waren es die aufregenden Reden, die wir neulich führten, oder was sonst — mir träumte, man hätte Agathe überfallen und grausam ermordet, und ich sah es und konnte es nicht hindern. Und im Anschluß an diese furchtbare Wahnvorstellung die Botschaft, mit der ich geweckt wurde: Agathe ist tot! Noch jetzt ist mir's, als sei das alles nur ein beängstigender Traum."

„Mein Gott," sagte Sora, „so gestehen wir's uns aber doch endlich ein: es ist ein Glück, daß Agathe von ihrer Qual erlöst wurde. Oder hätten Sie es etwa lieber gesehen, Hanna, oder Sie, Herr v. Gleichen, wenn sie sich noch monatelang als eine zum Tode Verurteilte elend und schmerzgepeinigt durchs Dasein geschleppt hätte?"

„So unbarmherzig ist wohl keines von uns," sagte Hanna, leicht erschauernd.

„Und dennoch — dennoch müssen wir uns vor dem Gesetz Gelegenheit verschaffen, jeden etwaigen Verdacht von uns zu wälzen," sagte der Arzt.

„Verdacht?“ fragte die Hausfrau betreten. „Wer könnte auf einen Verdacht kommen — und gegen wen?“

„Das weiß ich nicht. Aber wir sind es uns selbst schuldig, solcher Möglichkeit vorzubeugen.“

„Nun, unter uns wird doch kein Zweifel darüber sein, in welcher Weise der Tod Agathens — wenn er keine natürliche Erklärung finden kann — herbeigeführt worden ist.“

Fragend sahen die beiden die junge Frau an.

„Ganz einfach: Doktor Günthers Annahme ist richtig. Agathe hat selbst ihrem qualvollen und nutzlosen Dasein ein Ende gemacht.“

Hanna traten die Thränen in die Augen. „Ach, ich finde diesen Gedanken so schrecklich! Nein, ich will, ich kann nicht an einen Selbstmord glauben.“

„Quälen wir uns nicht selbst damit,“ sagte Werner. „Ernste Aufgaben, die unsere ganze Kraft erfordern, stehen uns noch bevor. Zunächst muß ich Ernst benachrichtigen. Der Unglückliche war der Verzweiflung nahe, er fühlt sich an Bord wie in einem Gefängnis, aus dem es kein Entweichen giebt. Hoffentlich ist das Schiff noch nicht in See gegangen. Ich werde sofort eine Depesche aufgeben. Inzwischen muß Ihr Gatte, Frau Brand, die Regelung der Meldung an die Behörde in die Hand nehmen.“

„Mein Mann?! Nein, Herr v. Gleichen, das geht auf keinen Fall,“ sagte Sora sofort, sichtlich peinlich berührt. „Wenn Sie die traurige Angelegenheit durchaus der Behörde anzeigen wollen, so übernehmen Sie die Benachrichtigung selbst. Mein Gatte soll es nicht.“

„Er soll es nicht? Sie wollen ihn daran hindern?“

Thränen der Scham traten nun in Soras Augen. „Oder vielmehr, er kann nicht.“ Sie ging ans Fenster und legte das Antlitz, das sie in den Händen barg, an die Scheiben. Schluchzend kam es von ihren Lippen: „Er ist noch gar nicht zurückgekehrt.“

„Mein Himmel, wo befindet er sich?" fragte der Arzt unruhig.

„Wir hatten gestern abend eine scharfe Auseinandersetzung miteinander. Ich verließ deshalb das Fest. Er war sehr aufgeregt, trank mehr als sonst — wahrscheinlich hat ihn sein alter Fehler wieder erfaßt. Ach, ich mache mir jetzt ja selbst die bittersten Vorwürfe, nicht bei ihm geblieben zu sein. Aber er ist unberechenbar, wenn er — wenn er getrunken hat."

„Wir müssen ihn sofort aufsuchen," entschied Werner. „Mein Himmel, welch furchtbares Nebeneinander! Die Schwester stirbt, während er die Nacht durchkneipt."

Rasch erledigte der Arzt seine weiteren Anordnungen. Hanna sollte bis zum Eintreffen der Badepolizei keinerlei Veränderung im Sterbegemach vornehmen. Er selbst machte sich in Soras Begleitung auf, um nach dem Hausherrn zu fahnden.

Bevor Werner das Zimmer verließ, sprach er noch zu Hanna ungehört von Sora ein paar warme, herzliche Worte, die der Schwester bewiesen, daß sein Geständnis am gestrigen Abend nicht nur der Ausfluß einer momentanen Stimmung gewesen war.

„Du hast nun keine Freundin mehr, meine arme Hanna," flüsterte er, während er ihre Hände in die seinen nahm und sie zärtlich an sich zog. „Aber ich werde von nun an bei dir sein — für immer, Hanna." Damit küßte er die tief Errötende auf Mund und Augen, machte sich dann rasch los und folgte der vorangeschrittenen Hausfrau.

Hanna blickte ihm leuchtenden Auges nach. Er hatte einen nie gekannten Jubel in ihrem Inneren geweckt, der sich selbst in der starren Nachbarschaft des Todes nicht völlig unterdrücken ließ. —

Werner erschien es zunächst geboten, im „Strandschloß"

Nachfrage nach Oswald zu halten. Eine geheime Furcht erfüllte ihn, der Leichtsinnige sitze vielleicht noch jetzt mit mehreren Zechkumpanen in dem dumpfen kleinen Kneipstübchen. Denn als sie sich dem „Strandschloß" näherten, vernahmen sie das Durcheinander mehrerer derben, vom Singen und Rauchen stark angegriffenen Stimmen.

„Aber da ist er ja!" rief Sora plötzlich aus, ihren Schritt beflügelnd, um rasch den oberen Strandweg zu erreichen. Ihre ausgestreckte Hand zeigte nach einem Wanderer, der flink und rüstig vom Herrenbad heraufkam.

Der Arzt traute seinen Augen nicht. Es war wirklich Oswald Brand. Aber er zeigte keine Spur von Uebernächtigsein oder gar Trunkenheit. Seine Gesichtsfarbe war frisch, seine Augen glänzten, sein Gang flott und federnd. Es lag eine unverwüstlich scheinende Kraft in seinen Bewegungen, als er nun seinen Hut schwenkte und das Paar lebhaft begrüßte.

„Wo warst du, Oswald?" fragte ihn hastig seine Frau, die ihm auf der Strandtreppe entgegenging.

„Wo anders als im Bade?" lautete die fröhliche Antwort. „Wäre ich sonst wieder so fregel nach der Sumpferei von heute nacht? Na, Kinder, ich sage euch: das war eine Sitzung! Aber nun ist's ein für allemal mit dieser Unsolidität vorbei." Er stand jetzt seiner Gattin dicht gegenüber. Sein Gesicht zeigte bei aller Lustigkeit und trotz des flotten Lächelns doch einen Zug der Zerknirschung. Soras Hand, die sich nur widerstrebend in die seinige gelegt hatte, führte er mit einem bittenden Ausdruck an seine Lippen. Er fühlte wohl, daß er etwas gutzumachen hatte.

Werner ließ dem Ehepaar Zeit, sich mit wenigen Worten auszusprechen. Soras müder, klagender Ton schien den lebenslustigen Oswald jedoch wieder zu erregen und zu verdrießen. Er wollte schon wieder aufbrausen. Da hielt es Werner denn für notwendig, rasch einzugreifen.

„Die Lage ist zu ernst, lieber Herr Brand, als daß kleine eheliche Mißverständnisse im Augenblick als so wichtig angesehen werden dürften. Ihre arme Frau hat in Ihrer Abwesenheit Schweres durchgemacht."

„Was ist geschehen? Meine Schwester — wie geht es ihr?"

„Sie ist erlöst, Herr Brand."

Der Eindruck, den die daran geknüpfte Schilderung der näheren Umstände von Agathens Tod auf Oswald ausübte, war gewaltig. „Nein, das kann ich mir nie verzeihen!" rief er in tiefster Erschütterung. „Beim Zechgelage sitzen — an der Kneiptafel — und keine Ahnung davon zu haben, daß zu gleicher Zeit das beste, treueste Wesen jämmerlich zu Grunde gehen muß!" Er schlug die Hände vors Gesicht, um seine Thränen nicht zu zeigen.

Werner blickte melancholisch über die See hin. Plötzlich durchzuckte ihn eine seltsame Bewegung. Er streckte die Hand nach dem Wasser aus — nach einem kleinen leuchtenden Gegenstand, der sich von der unendlichen blauen Fläche abhob.

„Der „Pelikan" — Ernsts Schiff!" rief er.

Das Ehepaar sah sich verwirrt nach der See um. „Es ist bereits unterwegs?" fragte Sora tief aufatmend. „So kann Ihr Bruder den Tod seiner Braut nicht einmal mehr erfahren?"

Der Arzt zog die Uhr. „Es ist Sieben vorbei. Auch ein Telegramm hätte ihn nicht mehr erreicht."

„Aber sehen Sie doch nur, Herr v. Gleichen!" rief der in seinen Stimmungen jäh wechselnde Oswald. „Ist's Ihnen nicht auch so, als ob das Schiff stillstände?" Sie blickten alle drei starr in die Ferne.

„Ja, es legt bei, will mir scheinen. Auch die Segelstellung wird verändert."

„Wenn ich nur meinen Krimstecher zur Hand hätte."

„Es wird sich wohl um ein Manöver der Schiffsjungen handeln," brach Werner das Gespräch ab. „Armer Ernst! Da fährt er in die Welt hinaus und ahnt gar nicht einmal..."

Ein kreischendes Geschrei, das vom Kurhaus her ertönte, unterbrach ihn. Man hörte verschiedene Frauenstimmen durcheinander rufen. Auch das laute, schnarrende Organ eines männlichen Badegastes mischte sich ein. Dazwischen vernahm Sora den larmoyanten Ton einer Dienstmagd.

„Mein Gott, das ist das Stubenmädchen, die Trine!" entfuhr es der jungen Frau. „Sie wird unvermutet in Agathens Zimmer getreten sein und die Tote gesehen haben."

Werner hatte sich gewaltsam seiner weichen Stimmung entrissen. „Gehen Sie endlich, Brand. Benachrichtigen Sie die Ortspolizei. Ich weiß nicht, ich verspüre eine solche Unruhe in mir. In welche Lage geraten wir?"

Oswald stimmte seiner Frau darin nicht bei, daß die rätselhafte Angelegenheit jetzt noch zu verheimlichen sei. Das aber war freilich auch seine Ueberzeugung, daß lediglich das übereilte Herbeirufen des fremden Arztes die peinliche Lage geschaffen hatte.

„Sehen Sie, ich werde mit meiner Ansicht von neulich doch recht behalten haben. Agathe hat sich selbst befreit. Ja, so wird es sich verhalten. — Nun, ich gönne ihr die Ruhe. Schrecklich nur, daß nun erst eine langwierige Untersuchung stattfinden muß. Zu aller Aufregung auch noch die Einmischung der Behörden!"

Er war durch die erschütternde Nachricht um die Erfrischung gekommen, die ihm das Bad für die erste halbe Stunde verschafft hatte. Er klappte fast zusammen, als er nun die qualvolle Aufgabe vor sich sah, zum Badevorstand gehen zu müssen.

Werner begleitete ihn bis zum Bureau, das sich in einem der kleinen Fischerhäuser in der Hauptstraße befand.

Inzwischen verfügte sich Sora schweren Herzens nach Hause. Was sie vermutet hatte, war eingetroffen: die Kunde von dem plötzlich eingetretenen Tod einer Hausgenossin hatte sich durch die aufgeregte Dienstmagd, die der Mittelpunkt des Interesses geworden war, mit Windeseile verbreitet.

Die Mehrzahl der Damen, die im Hause wohnten, kleidete sich rasch an. Flüsternd machte man einander an den Thüren Besuche. Nur einige Herren, die sich nach der durchkneipten Nacht nicht um ihren Morgenschlaf bringen lassen wollten, ließen sich nicht stören.

Von allen Seiten ward Sora umdrängt, als sie den Garten des Kurhauses betrat. Da ihre unermüdliche Magd vor dem Fenster von Agathens Sterbezimmer in aufgeregtem Tone immer von neuem wieder ihre Schilderung zum besten gab, so konnte sie es nicht an ernsten Mahnworten fehlen lassen, um wenigstens die Gebildeten unter ihren Gästen von der taktlos laut geführten Konversation fernzuhalten. Das Mädchen selbst wies sie dann streng ins Haus.

Sora hatte ganz richtig vorausgesehen: verblümt und unverblümt machte man ihr gewissermaßen Vorwürfe wegen des traurigen Vorfalls. Man habe ja gar nicht gewußt, daß eine Todkranke im Haus verborgen gehalten werde, ließ sich eine dicke, etwas asthmatische Rentiersfrau vernehmen. In einem Lazarett würde man sicherlich nicht zur Sommererholung gemietet haben.

Die allgemeine Aufregung steigerte sich noch, als Oswald mit dem Arzt und einer Gerichtskommission eintraf. Trotz der dringlichen Bitte, die der Kurhausbesitzer an den Orts- und Badevorstand, den Schreiber und den Gendarmen richtete, vorläufig über das Resultat der Nach-

forschungen nicht zu sprechen, war noch vor Tisch im ganzen Badeort von nichts anderem die Rede als von dem im Kurhaus begangenen Selbstmord.

Auf die vom Schulzen sofort ans Bergener Amtsgericht erstattete telegraphische Anzeige hin erfolgte im Laufe des Nachmittags die Ankunft einer zweiten, ernster zu nehmenden Gerichtskommission, die sich sofort eifrig an eine gründliche Untersuchung des Falles machte.

Die Familie, die bisher in den beiden links an das Sterbegemach anstoßenden Zimmern gewohnt hatte, war sofort mit Sack und Pack ausgezogen. Die ängstlichen Leute hätten im Hotel Wohnung genommen, wenn ihnen von der unermüdlichen Hausfrau nicht die bisher von Ernst innegehabten Zimmer in der Villa Waldfrieden bereitwilligst eingeräumt worden wären. Auch die schriftlichen Kündigungen von einer kinderreichen Familie und zwei alten, ledigen Damen, die gerade über dem Sterbezimmer wohnten, blieben nicht aus.

Sora mußte dabei noch dafür sorgen, daß sich der Garten nicht mit allen möglichen Neugierigen füllte. Der Gendarm, der sich vor dem Hauseingang aufgestellt hatte, unterstützte sie darin in keiner Weise. Er schien die Bedeutung seines Hierseins damit, daß er von Zeit zu Zeit grimmig über die gaffende Dorfjugend hinwegblickte, für erschöpft zu halten.

Schwester Hanna war die erste, die von dem Staatsanwaltsstellvertreter, Assessor Dietz, vernommen wurde.

„Hat die Kranke schon früher einmal Ihnen gegenüber die Absicht geäußert, sich das Leben zu nehmen?"

„Niemals. Meine Freundin war stets heiter und sorglos."

„Aber nachdem sie in der Konsultation bei Professor Erhardt von der Unheilbarkeit ihres Leidens erfahren hatte, änderte sich doch wohl ihr Wesen?"

„Allerdings. Es trat erst Verzweiflung, dann stille Resignation ein. Noch gestern abend, nachdem sie sich von ihrem Bräutigam verabschiedet hatte, sprachen wir lange miteinander, aber nicht im entferntesten machte sie den Eindruck eines Wesens, das sich mit Selbstmordgedanken trägt, auf mich."

„Sie haben auch keine Ahnung, woher sich die Kranke das Opiat verschafft haben kann? Vielleicht neulich, als Sie zusammen in Saßnitz waren?"

„Ich wich keinen Augenblick von ihrer Seite. Und auch hier im Kurhaus war Agathe stets unter Aufsicht."

Der Assessor hatte darauf mit dem Gerichtsarzt eine geheime Besprechung. Doktor Riba war der Ansicht, daß die Kranke mindestens ein Gramm Opium genossen habe. Schon ein halbes Gramm hätte seiner Aussage nach tödlich wirken müssen.

Nun wurden die übrigen Hausgenossen hereingerufen, auch Doktor Günther herübergeholt. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft machte sie darauf aufmerksam, daß sie die Aussagen, die sie jetzt zu Protokoll geben würden, später beschwören müßten. Einstimmig erklärten sämtliche Vernommene, daß sie der Kranken das Opiat weder selbst verschafft hätten, noch zu dessen Erlangung behilflich gewesen seien.

Mit Unterstützung des Ortsvorstandes ward darauf eine genaue Untersuchung des Sterbegemaches vorgenommen. Nirgends fand sich ein Fläschchen, dem die gefährliche Flüssigkeit hätte entnommen sein können.

Ein schwach aromatischer Geruch des Glases, aus dem Agathe noch kurz vor ihrem Tode getrunken haben mußte, fiel dem Gerichtsarzt aber plötzlich auf. Er führte in einer Ledertasche die notwendigsten Gerätschaften zu einer chemischen Untersuchung bei sich. Während der Staatsanwaltsstellvertreter sein Verhör fortsetzte, beschäftigte sich

Doktor Riba mit der Neige, die in dem Glas zurückgeblieben war.

Nachdem er seine Untersuchung beendigt und dem Assessor über das Ergebnis nähere Mitteilungen gemacht hatte, ließ dieser nochmals die Schwester Hanna kommen.

„Sie bleiben also dabei, daß auch Sie der Kranken — vielleicht in bester Absicht — ein Schlafmittel nicht gegeben haben?"

Hanna wußte sich die Schärfe des Tones, den der Assessor anschlug, nicht zu erklären. Sie vermochte aber nur zu wiederholen, was sie schon vorher ausgesagt hatte.

„Von wem wurde denn die Limonade bereitet, mit der sich die Kranke bei Nacht zu erfrischen suchte?"

„Von der Hausfrau — Frau Brand," antwortete die Schwester. „Es war ein unschuldiges, aus Fruchtsaft und klarem Brunnenwasser hergestelltes Getränk."

„Sie täuschen sich, Schwester. Nach dem Befund des Sachverständigen ist die Vergiftung durch die Limonade herbeigeführt worden, die die Kranke getrunken hat."

Betreten wich Hanna zurück. „Aber ich habe mir gestern abend vor dem Schlafengehen noch selbst ein Glas davon aus der Flasche eingeschenkt und es geleert, ohne irgend eine böse Folge wahrzunehmen."

„Wer hat das Glas, aus dem die Kranke zu trinken pflegte, auf das Tischchen neben ihrem Bett gestellt?"

„Ich selbst."

Der Assessor ward immer ernster. „Rufen Sie Frau Brand," sagte er zu dem Schreiber, der das Protokoll führte.

Sora wollte es kaum fassen, daß Agathe durch den Trank, den sie ihr selbst bereitet hatte, vergiftet worden sein sollte. „Ich weiß doch genau, welche Zuthaten ich dazu nahm," rief sie ganz entrüstet. „Das hört sich ja fast so an, als glaube man, ich hätte der Unglücklichen mit Absicht Gift beigebracht."

„Bleiben Sie ruhig und sachlich, Frau Brand," versetzte der Assessor kühl. „Antworten Sie mir aber gewissenhaft auf alles, was ich Sie jetzt frage. Sie haben das Glas mit der Flasche, in der sich die von Ihnen zubereitete Limonade befand, gestern abend auf das Tischchen gestellt, das in der Ecke am Fenster stand?"

„Ja, Herr Assessor."

„Darauf begaben Sie sich mit anderen Ortseinwohnern zu dem Fest nach Stubbenkammer?"

Abermals bejahte Sora.

Nun wandte sich der Beamte an die Schwester. „Wann haben Sie der Kranken die Limonade gereicht?"

„Sofort nach meinem Gespräch mit Herrn Doktor v. Gleichen," versetzte Hanna, leicht errötend; „bevor ich mich schlafen legte, stellte ich das Glas auf den Nachttisch neben dem Bette."

„Sie schliefen dann fest ein, Schwester Hanna, und als Sie erwachten, war der Tod der Kranken bereits eingetreten?"

„Das kann ich nicht sagen. Ich konstatierte den Tod Agathens erst nach dem Weggang der Frau Brand."

„Nach dem Weggang der Frau Brand?"

„Nun ja, Frau Brand hatte mich, als sie heute früh — von ihrem Vater begleitet — zum Kurhaus gelangte, zuerst aufgesucht."

Ueberrascht blickte der Assessor die Hausfrau an.

„Davon sagten Sie mir vorhin aber nichts. Sind Sie zu jener Zeit auch im Krankenzimmer gewesen?"

Sora bejahte. „Ich wollte mich überzeugen, ob meine Schwägerin schlafe. Sie lag sehr ruhig da, der Wand zugekehrt."

„War das Glas neben ihrem Bett da schon geleert?"

„Jawohl. Ich entsinne mich, daß ich es wieder gefüllt habe."

Auch Hanna, danach gefragt, äußerte sich in diesem Sinne.

„Und Sie füllten das Glas aus der Karaffe?"

Abermals bejahte Sora.

„Wohin ist nun der Inhalt des Glases gekommen? Es befindet sich nur noch ein kleiner Rest im Glase, und der ist schwach mit Opium versetzt."

„Das weiß ich nicht. Es ist mir überhaupt ein Rätsel, wie das Gift hineingekommen sein soll."

Hanna preßte die Hände an die Schläfen, um sich die Vorgänge dieses Morgens wieder genau ins Gedächtnis zurückzurufen. „Herr Assessor, ich vermag das, was ich jetzt sage, zwar nicht zu beschwören — denn meine Erinnerung ist verwirrt — aber es ist mir so, als hätte ich bei der Instandsetzung des Zimmers auch den Inhalt des Glases weggegossen."

Der Assessor musterte die beiden Frauen scharfen Blickes.

„Eigentümlich!" sagte er. „Noch bevor ein Arzt oder jemand vom Gericht zur Stelle war?"

Nun wandte er sich wieder an die Hausfrau. „Es ist auffällig, Frau Brand, daß Sie sich sofort dagegen sträubten, als man Ihnen die Notwendigkeit, eine Anzeige zu erstatten, vor Augen führte."

„Ich fürchtete das Gerede der Leute. Ein Haus, in dem ein Todesfall vorkommt — oder gar ein Selbstmord — hat für viele Menschen etwas Unheimliches. Bei unserer materiellen Lage ist es erklärlich, daß ich trotz meines Schmerzes auch an das fernere Gedeihen unserer Besitzung dachte."

„Ihre materielle Lage erfährt durch das Ableben Ihrer Schwägerin eine wesentliche Verbesserung?" fragte der Assessor leichthin.

„Wie verstehen Sie das?" rief Sora betroffen.

„Nun, Fräulein Brand war vermögend. Ihr Gatte, der Bruder der Verstorbenen, wird wohl alleiniger Erbe werden?“

„Offen gestanden — daran hatte ich bis jetzt noch gar nicht gedacht.“

„Hm! Aber Sie, Herr Brand, haben sich mit dem Gedanken doch schon einmal beschäftigt?“

Oswald war empört über die Art und Weise der Fragestellung. „Ich weiß nicht, wo das hinaus soll?“

„Das ist gleichgültig, Herr Brand. So viel ich vorhin den Aussagen Ihrer Gattin entnahm, haben Sie noch gestern mehrfach Ihre augenblickliche Vermögenslage besprochen.“

„Gewiß. Am Ersten sind stets verschiedene Zahlungen fällig.“

„Ihr Schwiegervater fand sich nun gestern auch noch ein — doch wohl gleichfalls hauptsächlich in einer geschäftlichen Angelegenheit?“

Oswald mußte dem Staatsanwaltsvertreter genau über die Transaktionen berichten, die zwischen ihm und dem alten Kerkhoff schwebten.

„Ich entnahm nun,“ fuhr der Assessor fort, „verschiedenen Bemerkungen, daß Sie sich gestern im Streit von Ihrem Schwiegervater getrennt hatten.“

„Streit kann man das nicht nennen. Es war lediglich eine Taktfrage, in der wir verschieden urteilten.“

Der Beamte ruhte nicht eher, als bis er um alles wußte. „Also Ihr Schwiegervater wollte Ihr Fräulein Schwester um ein größeres Darlehen angehen, Sie hielten es aber nicht für passend, führten vielmehr aus, die Unglückliche habe so wie so nur noch kurze Zeit zu leben, es sei grausam, sie mit derlei Kleinigkeiten zu belästigen, es sähe unter Umständen so aus, als könnten Sie's nicht erwarten, sie zu beerben?“

„Wenn Sie's so auffassen oder auslegen wollen — gewiß," sagte Oswald, der etwas cholerisch war, „ist mir's auch recht."

„Wollen Sie mir nun angeben, Frau Brand, was Sie bewog, gegen Abend das Fest plötzlich zu verlassen?"

Sora sah verwirrt ihren Gatten an. „Lediglich — ein eheliches Mißverständnis. Ich halte mich nicht für verpflichtet, darüber Auskunft zu geben."

„Dadurch würden Sie sich aber nur um so verdächtiger machen."

„Verdächtiger?" Sora wich zurück, den Beamten starr anblickend.

„Halten Sie den Gang der Verhandlung nicht unnötig auf, Frau Brand. Ich kann mir ungefähr denken, um was es sich handelte. Sie hatten Mitleid mit Ihrem Vater, der auf Ihre Hilfe und auf Ihre Fürsprache bei Fräulein Brand seine letzte Hoffnung gesetzt hatte, und Sie drangen in Ihren Gatten, mit seiner Schwester über die leidige Geldangelegenheit nun doch noch zu sprechen."

„Ja denn," preßte Sora zwischen den Zähnen hervor. „So verhält sich's."

„Ihr Mann wollte aber auch jetzt nichts davon wissen. Im Groll verließen Sie daher das Fest und verfügten sich nach Saßnitz zu Ihrem Vater. Ihm teilten Sie die Ergebnislosigkeit Ihrer Bemühungen mit. Wollen Sie mir sagen, wie er sie aufnahm?"

„Herr Assessor, ich weiß nicht, was Ihnen ein Recht giebt, mich in dieser grausamen Weise zu peinigen."

Dietz war dicht an sie herangetreten. Scharf blickte er ihr ins Auge. „Es wäre ja möglich, Frau Brand, daß der Verdacht aufkäme, Sie hätten Ihrer Schwägerin diesen letzten Schlaftrunk nicht nur aus Mitleid, sondern zugleich in der Hoffnung, sie desto bälder beerben zu können, gereicht."

„Allmächtiger Gott!“ schrie Sora auf.

Oswald überlegte einen Augenblick lang, ob er auf den Beamten zuspringen und ihn züchtigen sollte für seine Worte. Auch die übrigen Anwesenden protestierten aufgeregt gegen eine derartige Unterschiebung.

Der Assessor verlor seine überlegene Ruhe keinen Augenblick. „Jedenfalls wird es erforderlich sein, Frau Brand, daß Sie zur bequemeren Durchführung der Untersuchung mich zunächst nach Bergen aufs Gericht begleiten.“

„Das heißt — mit anderen Worten ...“ Sora tastete um sich, wie um Schutz zu suchen.

„Sie wollen meine Frau verhaften?“ brachte Oswald, der totenbleich geworden war, fast heiser vor Erregung hervor. „Sie wagen es, Herr —“

„Mäßigen Sie sich!“ mahnte der Beamte. „Vermutlich wird Ihre Gattin schon in wenigen Stunden wieder hier sein können. Auch Schwester ... wie lautet doch gleich Ihr Name?“

„Schwester Hanna.“

„Ja doch. Aber Ihr bürgerlicher?“

„Hanna v. Jenichen.“

„Also, Fräulein v. Jenichen, Sie haben wohl die Güte, Frau Brand zu begleiten. Vielleicht setzt Ihre Begleitung Frau Brand über das Peinliche der Fahrt hinweg.“

Oswald hatte sich, zitternd vor Zorn und Empörung, dem Staatsanwaltsvertreter genähert. „Herr Assessor, glauben Sie nicht, daß ich den Schimpf auf mir sitzen lasse, den Sie meiner Gattin — und damit mir und meinem ganzen Hause — anthun. Ich protestiere dagegen, daß Sie meine Frau wie eine Verbrecherin festnehmen.“

„Ich thue meine Pflicht, Herr Brand,“ sagte Dietz kalt. „Es ist mehr, als der Dienst mir vorschreibt, wenn ich zulasse, daß Ihre Gattin durch den Ort selbst ohne

Bewachung geht. Einen Fluchtversuch aber muß ich verhindern."

„Herr Assessor, sagen Sie doch nur ums Himmels willen, was planen Sie eigentlich? Welch furchtbarer Verdacht ist in Ihnen aufgestiegen?"

„Darüber werden Sie noch zeitig genug unterrichtet werden, Herr Brand. Jetzt rate ich Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, sich möglichst ruhig zu verhalten. Es thäte mir leid, wenn ich schärfere Maßregeln ergreifen müßte, um für meine Anordnungen Gehorsam zu erzwingen."

Die Anwesenden waren ratlos. Hanna wußte sich noch am ehesten zu fassen; sie sprach der Hausfrau tröstend zu. Werner, der mit steigendem Entsetzen der Vernehmung gelauscht hatte, stand niedergeschmettert am Fenster.

Er entsann sich der Unterredung von neulich. Die Worte, die Oswald in seiner, Ernsts, Hannas und Soras Gegenwart gesprochen hatte, waren tief in sein Herz gegraben. Hatte ihn doch selbst lange nachher noch das bewegt, was von Oswald da vorgebracht worden war.

Oswald hatte eine ganz andere Weltanschauung geäußert, als sie sie besaßen. Nicht nur dem Selbstmord hatte Oswald in gewissen Fällen eine Berechtigung zugesprochen, sondern auch der Tötung eines unheilbar Leidenden durch die Hand des Arztes.

Ein Schüttelfrost packte Werner an. Er wurde den quälenden Traum der vorigen Nacht nicht los.

Nachdem der Assessor eine nochmalige genaue Besichtigung des Thatortes vorgenommen hatte, bestellte er die Wagen zur Abfahrt. Die Leiche war mit Beschlag belegt. Die Bestattung durfte erst nach der gerichtlichen Obduktion erfolgen.

Wie Dietz es versprochen, so geschah es. Frau Brand konnte ohne Aufsehen das Kurhaus an Hannas Seite

verlassen. Einer der mitgekommenen Beamten hielt sich nur wie zufällig in ihrer Nähe. Sobald man aber im Wald angelangt war, und die Fahrt in dem für sie dort bereitstehenden Wagen angetreten werden sollte, mußte sie sich's gefallen lassen, daß der Beamte mit in das Gefährt einstieg und hinter ihr und der Schwester Platz nahm.

In scharfem Tempo ging die Fahrt der beiden Wagen nach Bergen.

Fünftes Kapitel.

Erst mitten in der Nacht kehrte Schwester Hanna vom Amtsgericht zurück, und zwar allein. Sora war festgehalten und nach dem Untersuchungsgefängnis des Landgerichts in Greifswald gebracht worden.

Die Schwester befand sich von der Herz und Sinne aufwühlenden Verzweiflung der unglücklichen Frau noch jetzt in einem schier aufgelösten Zustand. Sie wagte es gar nicht, Oswald unter die Augen zu treten. Werner, der in banger Unruhe ihre Rückkehr vor dem Ort erwartet hatte, war erbötig, ihr in allem beizustehen.

Es kam freilich auch ihn hart an, den Hausherrn über das Gräßliche aufzuklären. Das Landgericht hatte auf die telegraphische Verständigung durch den Staatsanwaltsstellvertreter hin die Verhaftung Soras verfügt. Es stand außer Zweifel, daß bereits die Anklage wegen Mordverdachts gegen sie schwebte.

Als Oswald, der es anfangs gar nicht fassen wollte, daß seine Gattin nicht wieder mitgekommen war, endlich über alles orientiert war, saßen die drei in dumpfer Verzweiflung noch lange bei einander.

Zwischen Oswald und der Schwester kam es später noch zu einer Auseinandersetzung, die von seiten des Hausherrn mit großer Leidenschaftlichkeit geführt wurde.

Zuerst behauptete Oswald, Hanna trage indirekt eine Schuld an diesen Wirren.

„Es ist ja lächerlich, hier, wo der Tod doch schon seinen Finger ausgestreckt hatte, überhaupt von einem Mord sprechen zu wollen. Aber daß man gerade auf meine Frau einen Verdacht wirft, das begreife ich einfach nicht, dann hätte man doch eher mich festnehmen müssen. Denn habe ich nicht erklärt, daß ich Agathe den Tod wünsche; daß ich es für grausam, für herzlos halte, ihr die Erlösung von den gräßlichen, ihr bevorstehenden Leiden zu versagen? Hätten Sie doch ruhig angegeben, Schwester Hanna, wie ich mich darüber geäußert hatte. Ich konnte zum Glück mein Alibi sofort nachweisen, denn ich habe von gestern nachmittag bis heute früh die Gesellschaft mehrerer Badegäste, die von dem übereifrigen Assessor ja auch sogleich vernommen wurden, geteilt. Aber meine unglückliche Frau wird es schwerer haben als ich. Mußte auch diese heikle Sache mit meinem Schwiegervater noch erörtert werden?... Ich bin außer mir!"

Hanna erklärte, nicht mehr und nicht weniger als ihre Pflicht und Schuldigkeit gethan zu haben. Auch sie war weit davon entfernt, zu glauben, daß Sora eine Schuld treffe. Ein rätselhafter Zufall mußte hier vorliegen. „Aber wenn ein Mensch mit Absicht den Tod der Leidenden herbeigeführt haben würde, Herr Brand," sagte sie in ernstem, festem Tone, „so würde ich mit der Staatsanwaltschaft allerdings der gleichen Ueberzeugung sein, daß dieses Beginnen sich von einem Morde nur in der Form, nicht aber im Wesen unterscheidet!"

Sie hatten die heftigsten Debatten hierüber. Werner äußerte sich nicht. Er war seltsam verstört. Auch als er späterhin Hanna allein nach dem Hotel führte — ihr Zimmer im Kurhaus war von der Staatsanwaltschaft gleichfalls verschlossen worden — zeigte er sich wortkarg und finster.

Wie ganz anders war der Abschied der beiden gestern noch so glücklichen Menschen am heutigen Tage! In düsterem Schweigen schritten sie nebeneinander durch die mondhelle Nacht dahin. Noch mehr als der schreckenerregende Eingriff der Behörde regte den Arzt der Gedanke auf, daß sein unglücklicher Bruder von dem Vorfall noch gar nichts wisse. Ernst konnte den Tod Agathens erst erfahren, wenn seine arme Braut schon längst unter dem stillen Hügel schlief. Das erschien Werner grausam. Tiefer Jammer um den Bruder erfaßte ihn.

Welchen Trost konnte Hanna dem Geliebten in seiner Qual spenden? Litt sie nicht selbst gleich ihm? Aber als Werner begann, die Möglichkeit der Annahme der Staatsanwaltschaft, daß Sora die That vollbracht habe, auszusprechen, vermochte sie ihre Unruhe nicht länger zu meistern.

„Nein, nein, Werner," sagte sie fast heftig, „an Soras Schuld glaube ich nicht. Ihre Angst vor der Behörde, ihr seltsames Wesen in den ersten Stunden nach Agathens Tod — das alles läßt sich als rein menschlich und natürlich erklären: sie ist die ewig sorgende Hausfrau; auf ihren Schultern lastet so viel. Und für ihre ganze Umgebung hat sie ein warmschlagendes Herz. Trotz seiner Fehler und Schwächen ist sie ihrem Gatten in inniger Liebe zugethan; aber auch dem Vater möchte sie gern helfen, und schließlich war es Agathe, die sie mit dem größten Erbarmen erfüllte. Welche inneren Kämpfe mag die arme Frau während des Festes da draußen im Walde zu bestehen gehabt haben: überall wollte sie helfen, retten und doch waren ihr die Hände gebunden. Ich finde es unverzeihlich von dem jungen Staatsanwalt, so hastig und unüberlegt ihre Festnahme zu verfügen."

„Aber es hat doch niemand sonst das Zimmer Agathens betreten," stellte Werner vor.

„Dann wären also zunächst diejenigen verdächtig, die dieselben Räume mit der Kranken geteilt haben?"

„Nach Ansicht der Juristen: ja."

„Also hätte es mir ebenso leicht widerfahren können als Sora, daß man mich verhaftete?"

Werner zog ihren Arm fester an sich. „Sprich nicht so schreckliche Worte, mein Lieb. Ach, wie froh will ich sein, wenn wir der Insel endlich den Rücken wenden können! Ich fühle es: hier werde ich nie gesund werden."

„Und warum willst du jetzt nicht sofort abreisen?"

„Ich muß zunächst für eine würdige Bestattung der irdischen Reste Agathens sorgen. Das bin ich schon meinem armen Bruder schuldig. Auch wird das Gericht noch mancherlei Auskunft von mir verlangen. Wer weiß, wie lange die Untersuchung sich hinziehen wird!"

„O, wenn ich aller Dinge so gewiß wäre als dessen, daß Sora bald wieder in Freiheit gesetzt wird! Wer eine Frau wie dieser ein Verbrechen nachweisen könnte —"

„Ja, liebe Hanna, das ist eben das Traurige in der neueren Rechtsprechung, daß die Juristen in solchen zweifelhaften Fällen nicht selbst den Nachweis der Schuld führen, sondern daß sie den Angeklagten zwingen wollen, seine Unschuld zu beweisen."

„Dann wäre ich wehrlos, wenn ich angeklagt würde," sagte Hanna einfach.

Der Arzt sann und grübelte. Sora that ihm ja auch sehr leid. Wenn man ihren Gatten festgenommen hätte, so würde er es erklärlicher gefunden haben, denn Oswald hatte ja kein Hehl daraus gemacht, daß der rasche Tod Agathens ihm als die glücklichste Lösung erschien.

Düster aufblickend, blieb er plötzlich stehen.

„Wäre es denn möglich, daß zur Nachtzeit außer dir und Sora noch ein drittes Menschenwesen in das Schlafzimmer der Kranken gelangt sein könnte?"

Verwundert fragte Hanna: „Du meinst — Oswald?“

„Nun ja denn.“

Eine Pause trat ein. Die Schwester ließ noch einmal jede Erinnerung, die ihr Gedächtnis an die vorige Nacht bewahrt hatte, vor ihrem Geiste vorbeiziehen.

„Waren denn die Thüren geschlossen?“ fragte Werner zögernd.

„Die Zimmerthüren — nein, die hatte ich beide zu schließen vergessen. Aber die Gangthür nach der Vorhalle war zu, und dazu besaß außer Agathe, mir und unseren Nachbarn nur noch Sora einen Schlüssel.“

„Vielleicht ist es unrecht von mir, Hanna,“ sagte Werner unruhig; „aber nicht nur die Meinung, die Oswald verficht, sondern auch verschiedene andere höchst seltsame Wahrnehmungen bringen in mir den Verdacht auf, Oswald könne vielleicht noch eher der Thäter sein als seine Frau. Ein Selbstmord ist ganz und gar ausgeschlossen, der Ueberzeugung bin ich nun auch. Man hat alles abgesucht und nichts gefunden, worin Agathe das Opiat aufbewahrt haben könnte. Aber wäre es nicht möglich, daß Oswald sich in der Nacht vom „Strandschloß“ aufgemacht hat — in der aufgeregten Kneipstimmung braucht man seinen Aufbruch ja gar nicht bemerkt zu haben — daß er sich zu seiner Schwester geschlichen und deren Erfrischungstrank ein Betäubungsmittel beigemischt hat, um sie von ihren Leiden zu erlösen?“

Hanna regte diese Vorstellung von neuem mächtig auf. „Aber das wäre doch ruhiger, überlegter Mord?!“

„Er faßt es nicht so auf. Du kennst ja seine Ansichten darüber, Hanna.“

„Und dann — er hatte doch den Schlüssel zur Hausthür nicht. Wie hätte er also ins Zimmer gelangen sollen?“

„Stand vielleicht ein Fenster offen?“

Hanna blieb mitten auf dem Wege stehen. „Die Fenster in Agathens Zimmer waren geschlossen, aber das meinige stand auf.“

„Ein gewandter Turner kann es erreichen,“ sagte der Arzt. Er mußte unwillkürlich daran denken, daß er selbst in der vergangenen Nacht im Geplauder mit Hanna unterm Fenster auf der Bank gestanden hatte. „Aber du wärest wohl sofort erwacht, wenn jemand dein Zimmer passiert hätte?“

Kalt überrieselte es die Schwester. „Du jagst mir ein Grauen ein, Werner,“ sagte sie zitternd. Nach einer spannungsvollen Pause fuhr sie in leiserem, noch ängstlicherem Tone fort: „Deine Worte rufen die Erinnerung an einen kleinen, aber doch seltsamen und für die Spur vielleicht wichtigen Nebenumstand in mir wach.“

„Sprich, Hanna.“

„Als ich mich niederlegte, hatte ich die Verbindungsthür zu Agathens Zimmer angelehnt. Da bei mir das Fenster offen stand, wollte ich einer Erkältung der Kranken vorbeugen. Heute früh aber, als ich erwachte, stand die Thür weit auf, und der Wind kann dies nicht verursacht haben, denn es regte sich kein Lüftchen draußen.“

Diese Mitteilung machte den Arzt nachdenklich. „Dann müßte man aber doch Fußspuren auf dem Beet wahrgenommen haben, das sich neben der Bank befindet.“

Erschrocken blickte Hanna empor. „Das hat man auch.“

„Wer hat sie entdeckt und wann? Inzwischen ist der Garten ja schon von Hunderten besucht worden.“

All ihre Sinne zusammennehmend, suchte Hanna sich die Scene von heute früh wieder genau zu vergegenwärtigen. „Es war vier Uhr, als Sora mich aufsuchte. Sie sah nach der Kranken; dann nahm sie bei mir am Fenster Platz, sie schien das Bedürfnis zu fühlen, einer Freundin ihr Herz auszuschütten. Worüber wir sprachen, das

weiß ich jetzt nicht mehr; es ist mir in der Zwischenzeit zu viel durch den Kopf gegangen. Aber dessen entsinne ich mich, daß sie plötzlich ihr Augenmerk auf den Garten richtete und feststellte, daß jemand zur Nachtzeit achtlos über die Beete und den Rasen hingeschritten war. Besonders am Hause und dicht vor dem Fenster war das Gartenland zertreten. Sora eilte in ihrer geschäftigen Art sofort hinaus, um den Schaden wieder gutzumachen."

Kopfschüttelnd hörte der Arzt zu. „Fatal, daß diese Spuren nicht mehr sichtbar sind. Immerhin erscheint mir's geboten, daß du über diesen Vorfall, wenn er auch vielleicht unwesentlich ist, beim nächsten Verhör eine genaue Angabe machst."

Es war längst Zeit zum Schlafengehen, und in ernster Stimmung trennten sich die beiden Menschen endlich.

Hanna fühlte sich, in ihrer neuen Wohnung angelangt, überaus einsam. Zum erstenmal seit langer Zeit war sie ohne Beschäftigung. Ihre Berufsthätigkeit hatte bis zum heutigen Tag trotz ihrer Ferien nicht geruht. Sie fehlte ihr jetzt. Nun, mit Ablauf der Woche war ihr Urlaub zu Ende, dann fing die geregelte Arbeit in der Klinik wieder an. Die Thätigkeit würde sie dann schon über die trüben Ereignisse der letzten Tage hinwegsetzen.

Ob auch Werner v. Gleichen nach Berlin zurückkehren würde, sobald seine Anwesenheit hier im Seebad entbehrlich ward? Teils hoffte, teils fürchtete sie es. Werners Nervensystem war zerrüttet. Der noch im vorigen Jahr blühende, gesundheitstrotzende Mann wurde von Tag zu Tag blässer und matter. Wenn auch die größte Last — die Verantwortung für Agathe — von seinen Schultern genommen war, so taugte es doch noch nicht für ihn, sich wieder in die schwere Arbeit seines Berufs zu stürzen. Er mußte erst selbst wieder gesunden, bevor er heilen konnte. Und dann gedachte sie wieder der Toten. Wie immer das

Drama sich abgespielt haben mochte, Hanna war gewiß, daß Agathe sich nicht selbst das Leben genommen hatte. Für sie blieben nur noch die Fragen offen: Hat ein Zufall die Vergiftung der Sterbenskranken herbeigeführt oder ein Verbrechen? Wer aber war dann der Thäter?

Aus dem Halbschlaf, in den sie trotz des Grübelns endlich vor Mattigkeit verfiel, schreckte sie nach kaum einer Stunde aber wieder unruhig empor. Die nächtliche Scene von neulich fiel ihr ein, die nächtliche Wanderung jenes Unbekannten. Es war ihr, als zöge sie etwas mit geheimnisvoller Kraft nach dem Thatort. Wie, wenn sie die Wacht dort im Garten hielt, Obacht gab, ob sich der rätselhaft irrende Wanderer wieder einfand?

Vielleicht stand der Fremde mit der dunklen That in Verbindung, für die man eine offenbar Unschuldige zur Verantwortung zu ziehen im Begriff war.

Oder sollte ihre ursprüngliche Annahme richtig, sollte Werner der geheimnisvolle Wanderer gewesen sein? Sollten seine Nerven so stark und unnatürlich erregt sein, daß er diese ermüdenden Wege im Schlaf ausführte, ohne sich im wachen Zustand ihrer entsinnen zu können?

Ein gewisses Grauen, dessen sie sich freilich schämte, hielt sie indes doch davon zurück, an die Stelle zurückzukehren, wo Agathe ausgelitten hatte. Voll innerer Qual suchte sie wieder den Schlaf.

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage erschien der Kriminalkommissar Weindel am Platze, um genauere Nachforschungen über die Ursache des Todesfalls im Auftrag des Untersuchungsrichters vom Landgericht zu Greifswald vorzunehmen.

Weindel, ein Kriminalist der älteren Schule, aber in seinem Auftreten ein durchaus einwandfreier Mann, war früher Offizier gewesen. Er hatte in demselben Regiment als Sekondelieutenant gestanden, bei dem Oswald Brand

sein Fähnrichsjahr durchmachte. Die erste Begrüßung war kameradschaftlich. Dann aber machte sich doch eine gewisse Ueberlegenheit Weindels geltend, der trotz des Schiffbruchs, den er gleich Oswald in seiner militärischen Laufbahn erlitten, sich als der ältere Offizier immerhin über den ehemaligen Fähnrich etwas erhaben fühlte.

Oswald drang in ihn, dafür zu sorgen, daß seine Frau baldigst wieder in Freiheit gesetzt werde. In aufgeregten Worten wiederholte er freimütig, was er selbst über Agathens Leiden und ihre sehnlichst zu wünschende Erlösung gesagt hatte.

„Vielleicht giebt Ihnen das einen Anhalt, mich festzunehmen," sagte er fast trotzig zum Schlusse. „Denn ich bin, dem landläufigen Begriffe nach, verdächtig, meine Frau aber nicht."

Ueberlegen lächelnd hörte der Kommissar zu. „Da Sie Ihr Alibi schon so glänzend bewiesen haben, Herr Brand, liegt keine Veranlassung zu Ihrer Festnahme vor. Aber bezüglich Ihrer Gattin werde ich sehen, was sich thun läßt. Ich kann mir denken, daß ihre Abwesenheit vom Haus Ihnen gerade jetzt sehr unliebsam ist."

„Es ist, als ob das Schicksal es darauf abgesehen hätte, mich ganz und gar zu verderben. Alle Gäste kündigen, mein Haus gerät in Verruf dadurch, daß die Hausfrau gefänglich eingezogen ist." Oswald weinte fast in seiner Verzweiflung.

Hanna, die sich frühzeitig im Kurhause wieder einstellte, übernahm einstweilen die Pflichten der Hausfrau. Sie war selbst sehr praktisch erzogen und verstand gut mit dem Dienstpersonal umzugehen; trotz der schwierigen Lage gelang es ihr, wenigstens die äußere Ordnung im Hause aufrecht zu erhalten.

Im Verlauf der langwierigen Verhöre und Ermittelungen, die der Kommissar anstellte, ward sie dann auch

wieder vernommen. Rückhaltlos führte sie in diesem Verhör das an, worüber sie in der vergangenen Nacht sich mit Werner ausgesprochen hatte.

Weindel war sehr überrascht. „Aber erlauben Sie, Schwester, warum haben Sie diese Wahrnehmungen nicht sofort bei Ihrer ersten Vernehmung dem Herrn Assessor mitgeteilt?"

„Ich hatte diese Einzelheiten in der furchtbaren Aufregung der ersten Stunden vergessen. Erst jetzt, wo ich wieder geordnet zu denken vermag, fällt mir dieser und jener Umstand wieder ein."

„Es wäre also Ihrer Meinung nach nicht ausgeschlossen, daß sich zur Nachtzeit jemand vom Garten her durch Ihr Fenster geschwungen hätte und leise an Ihnen vorbei ins Krankenzimmer geschlichen wäre?"

„Fast möchte ich's annehmen," sagte Hanna tief aufatmend. Sie mußte dem Kommissar in die beiden bis jetzt fest verschlossenen Zimmer folgen. Der Ortsvorstand, der den Schlüssel verwahrte, wurde gleichfalls gerufen. In gedämpftem Tone fand die weitere Vernehmung statt.

„Zeigen Sie mir, wie weit die Thür vorgestern abend offen stand, und welche Veränderung sich bis zu Ihrem Erwachen damit zugetragen hatte."

Hanna that, wie ihr geheißen. Dann folgte eine erneute Vernehmung über ihre Thätigkeit gleich nach Auffindung der Leiche.

„Wußten Sie denn nicht, daß Sie alles stehen und liegen lassen mußten, bis die Behörden zur Stelle waren?" fragte Weindel die Pflegerin.

„Ich glaubte doch nicht gleich an einen — an einen nicht natürlichen Tod," hielt ihm Hanna entgegen. „In den Krankenhäusern ist es Sitte, die Umgebung eines Toten zu ordnen, damit die ersten Leidtragenden, die zum Sterbelager kommen, einen würdigen Eindruck empfangen."

Der Kommissar schickte nun den Ortsvorstand wieder hinaus und sprach mit Hanna in noch leiserem Tone. „Es liegt Ihnen anscheinend viel daran, Frau Brand zu entlasten?“ forschte er.

„Gewiß, Herr Kommissar. Warum sollte ich das nicht freimütig zugeben?“

„Wissen Sie, daß alles, was Sie sagen, darauf hinweist, daß Frau Brand, wenn auch nicht die alleinige Thäterin, so doch eine Helferin gewesen ist?“

„Herr Kommissar!“ stieß Hanna entsetzt hervor.

„Brand hat oft genug darauf hingewiesen, daß er selbst im Grunde verdächtiger sei als seine Frau. Nun wohl, er pocht auf den Alibibeweis, der ihm so glänzend gelungen ist, und glaubt sich außer aller Gefahr. Die Herren, mit denen er zusammen die Nacht durchgezecht hat, wollen ohne Ausnahme beschwören, daß er die ganze Zeit bei ihnen gewesen. Ob er im Verlauf der vielen Stunden aber nicht doch einmal — und wenn auch nur für eine kurze Frist — das Zimmer verlassen haben kann, das wird erst noch festzustellen sein.“

Hanna atmete tief auf. „Ich will nicht etwa das Unglück eines anderen heraufbeschwören, Herr Kommissar.“

„Davon bin ich überzeugt. Aber ich muß Sie an Ihre gesetzliche Pflicht erinnern, nach bestem Wissen und Gewissen alles zur Klärung der dunklen Angelegenheit zu thun.“

Er kam nun wieder auf den Besuch zu sprechen, den Sora in der frühen Morgenstunde des gestrigen Tages Hanna abgestattet hatte.

„Sie bleiben also dabei, daß Frau Brand sich in keiner Weise auffällig, verstört, unruhig gezeigt habe?“

„Wenigstens nicht unruhiger, als ihre materiellen Sorgen es rechtfertigten.“

„Wäre es nicht möglich, daß Frau Brand, als sie an

das Krankenbett trat, das Glas, aus dem die Giftmischung bereits getrunken war, absichtlich mit einer unschuldigen Flüssigkeit füllte?"

„Wieso — absichtlich?"

„Nun, nehmen Sie einmal an, sie hätte darum gewußt, daß ihr Gatte seine ausgesprochene Absicht inzwischen ausgeführt habe, sie hätte darum gewußt, daß er kurz zuvor, unter dem Schutze der Dunkelheit, sich zu seiner kranken Schwester geschlichen, das Opiat ihrem Erfrischungstrank beigemischt und auf demselben Wege durchs Fenster sich wieder entfernt habe, um zu seinen Kneipgenossen zurückzugelangen: wäre es da nicht erklärlich, daß sie zu allernächst dafür sorgte, daß das Glas keinerlei Spuren von dem Gift mehr aufwies?"

„Herr Kommissar, was Sie da sagen, klingt geradezu abenteuerlich," versetzte Hanna. Ihr kriminalistischer Sinn war nicht so geübt wie der des Beamten. Auch traute sie der vielgeplagten armen Sora eine derartige schlaue Berechnung keineswegs zu.

„Und weiter," fuhr Weindel lebhaft interessiert fort. „Betrachten wir einmal ihre seltsame Aufregung, als sie die Spuren auf dem Rasen und den Beeten bemerkte. Ist es nicht etwas verwunderlich, wenn eine Frau nach einem so arbeitsreichen Tag und nach einer durchwachten Nacht früh um vier Uhr zu Rechen und Harke greift, um eine solche doch immerhin nebensächliche Unregelmäßigkeit schleunigst zu beseitigen?"

„Ich muß gestehen, Herr Kommissar, bei einer anderen Frau würde mich ein solches Beginnen allerdings wundergenommen haben, bei Frau Brand aber nicht. Die arme Sora ist so an Thätigkeit gewöhnt, daß es ihr ganz natürlich erschien, einen soeben bemerkten kleinen Fehler sofort wieder in Ordnung zu bringen."

„Möglich," sagte Weindel achselzuckend. „Jedenfalls

wollen wir die Sache aber einmal im Auge behalten. — Doch nun eine letzte Frage: Sie sagten gestern aus, Sie hätten das von Frau Brand 'gefüllte Glas bei der Instandsetzung des Zimmers entleert. Wohin schütteten Sie den Inhalt?"

„Der Eimer aus Agathens Waschtoilette war von mir schon vor die Thür gesetzt worden, weil er mit Waschwasser gefüllt war, das das Stubenmädchen weggießen sollte. Ich schüttete den Inhalt des Glases daher in der Hast in eine Blumenvase, in der Absicht, diese später auszuspülen."

„Sie kamen aber nachher nicht dazu?"

„Nein."

„Nun, so müßte diese Vase also noch drinnen stehen?"

„Allerdings." Hanna war selbst ganz erstaunt darüber, daß sie in ihrer Verwirrung nicht gleich gestern darauf gekommen war.

Hastig verfügten sich beide in das Sterbegemach. Richtig fand der Kommissar das Gefäß an der von Hanna bezeichneten Stelle. Es enthielt auch thatsächlich den kleinen Rest des Getränkes.

„Ich werde sogleich die chemische Untersuchung veranlassen," sagte Weindel. „Das Getränk wird vermutlich nicht mehr Opium enthalten als die Neige, die noch in dem Glase von der ersten Füllung zurückgeblieben war."

„Und was wäre damit bewiesen?"

„Daß Frau Brand, als sie in der Frühe das Sterbegemach betrat, das Glas wirklich mit nichts anderem füllte als mit der Limonade, die sich in der Karaffe befand."

Hanna atmete auf. „Ich wußte es ja, daß die unglückliche Frau keines Verbrechens fähig ist."

Der Kommissar schwieg. Er empfahl der Zeugin aber im dringendsten Interesse der Untersuchungsgefangenen, vollkommenes Schweigen über den Inhalt der soeben statt-

gehabten Vernehmung an. Dann entließ er sie, um Werner v. Gleichen zu verhören.

Der Arzt hatte bald heraus, wohin die Fragen des Kommissars zielten. Weindel suchte Glied für Glied zu der Kette zusammen, die den Hausherrn einschließen und zu einem Geständnis seiner vermeintlichen Erlöserthat zwingen sollte. Aber bezüglich der Fußspuren, die die beiden Damen gestern früh bemerkt hatten, sah sich Werner, der in der vergangenen Nacht mit Aufgebot alles Scharfsinnes diese Momente noch einmal durchdacht hatte, doch zur Aussprache einer anderen Ueberzeugung bewogen.

„Es ist ja leider jetzt nicht mehr genau festzustellen, wo die Fußspuren bemerkt wurden, auch ihre Form ist verwischt. Aber eines Umstandes vergaßen sowohl Schwester Hanna als ich selbst Erwähnung zu thun: es wäre möglich, daß die Fußspuren von mir herrührten."

„Von Ihnen, Herr Doktor?!"

Werner wurde es sichtlich schwer, sich dem Kommissar anzuvertrauen.

„Kann ich in einer mich tief bewegenden Angelegenheit auf Ihre Verschwiegenheit rechnen, soweit die Untersuchung des Kriminalfalles Sie nicht unbedingt dazu zwingt, weiterzusagen, was ich Ihnen jetzt offenbaren werde?"

„Herr Doktor, ich habe noch nicht vergessen, daß ich trotz meines grausamen Berufes auch noch Kavalier sein darf."

„Ich danke Ihnen, Herr Kommissar. An den Kavalier also richte ich meine Worte. Ich bin verlobt, Herr Kommissar. Es hat noch keine Veröffentlichung der Verlobung stattfinden können, die Krankheit, der Tod meiner Schwägerin, die Abreise meines Bruders und auch die besondere Stellung des von mir geliebten Mädchens duldeten das nicht. Es ist aber mein sehnlichstes Streben,

so bald als irgend möglich der Welt Zeugnis von unserem Glück zu geben. Solange dies jedoch nicht geschehen ist, würde die junge Dame vielleicht kompromittiert sein, falls unser herzlicher und vertrauter Verkehr von Unberufenen besprochen werden sollte."

„Nochmals, Herr Doktor, Sie haben die Versicherung meiner vollen Verschwiegenheit."

„Es handelt sich um Fräulein v. Jenichen — Schwester Hanna. Am Abend vor dem Unglück — ich hatte gerade meinen Bruder an Bord begleitet — rief ich sie noch einmal an. Sie kam ans Fenster, und ich erstieg die Bank, mit ihr plaudernd. Es war spät, als wir uns trennten. Trotzdem der Mond schien, war es doch nicht hell genug, daß ich den Weg genau erkannt hätte. Ich mag also, als ich mich verabschiedete, selbst ins Beet geraten, auch den Rasen zertreten haben. Sie werden verstehen, daß ich dieser Kleinigkeit in jenem Moment keinerlei Beachtung geschenkt habe. Jetzt erst, wo unter Umständen viel davon abhängt, denke ich daran."

Werner war sichtlich erleichtert, als er sich dies von der Seele gewälzt hatte. Auch der Kommissar war ihm dankbar für seine Mitteilung und noch mehr für das persönliche Vertrauen, das er in ihn setzte. Er ließ sich dann noch genau über jenes Gespräch Bericht erstatten, in dem Oswald die ihn so ungemein belastenden Aeußerungen gethan hatte. Werner hatte über die von Oswald verteidigte Meinung so viel nachgedacht, daß ihm noch ziemlich alles im Gedächtnis geblieben war, was der Hausherr gesagt hatte und was ihm von den einzelnen Anwesenden erwidert worden war. Er erschrak aber doch darüber, daß Weindel, nachdem er ihn zu Ende vernommen, sich an den Schreibtisch setzte, um sich genaue Notizen darüber zu machen. —

Die weiteren Vernehmungen, die der Kommissar mit

kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag über fortsetzte, fanden — nachdem das Sterbegemach wieder verschlossen worden war — in einem von seinen Bewohnern geräumten Zimmer des ersten Stockwerkes im Kurhaus statt.

Die Stimmung der Badegäste war eine sehr gedrückte. Das beabsichtigte Fischerfest hatte man ausfallen lassen. Da in den nächsten Tagen Schulbeginn war, der die Abreise der meisten Familien notwendig machte, so verabredete man ein gemeinsames Fest in bescheidenen Grenzen für den Tag vor dem allgemeinen Auseinandergehen. Bis dahin hatte sich, so hoffte man, auch der vorläufig noch in tiefes Dunkel gehüllte Unglücksfall, dem sogar ein Verbrechen zu Grunde liegen sollte, aufgeklärt, und man wußte, wie man sich Brand gegenüber zu benehmen hatte. Vorläufig mied man ihn sichtlich, wo immer man ihm begegnete.

Ein Alp ward von allen Gemütern genommen, als man erfuhr, daß die Abholung der beschlagnahmten Leiche nahe bevorstand. Werner, der sich vom Hausherrn sofort die Erlaubnis erbitten wollte, für die würdige Bestattung der Unglücklichen Sorge tragen zu dürfen — gewissermaßen als Vertreter Ernsts — brachte in Erfahrung, daß Agathens Leiche zunächst nach Greifswald übergeführt und dort gerichtsärztlich obduziert werden sollte. Als er dies Oswald Brand mitteilte, erklärte der Hausherr sofort, daß er den Sarg begleiten wolle. Er könne sich diesen letzten Liebesdienst, den er der Schwester schulde, nicht versagen. Als Oswald aber seine Vorbereitungen zur Abreise traf, stellte sich Weindel ziemlich überrascht bei Herrn v. Gleichen ein.

„Herr Brand gedenkt den Ort zu verlassen?“ fragte er.

Werner gab dem Kommissar die nötige Erklärung. Weindel trug gleichwohl ein ungläubiges Lächeln zur Schau.

„Nichts weiter als die geschwisterliche Liebe sollte Herrn Brand veranlassen, alles hier im Stich zu lassen und den Sarg zu begleiten?"

„Er erklärte schon gestern, daß er nach Greifswald reisen werde, um dort die Freilassung seiner Gattin durchzusetzen."

Der Kommissar kniff ein Auge zu. „Jedenfalls werden wir darauf zu achten haben, daß der Herr unterwegs nicht ... in einen falschen Zug gerät."

„Sie denken an einen Fluchtversuch?" fragte Werner hastig.

„Wie seine Sache im Augenblick steht, ja."

Mit diesen Worten verließ Weindel das Haus und begab sich nach dem „Strandschloß". Dort hatte er eine Unterredung mit einem der beiden in seiner Begleitung erschienenen Kriminalbeamten, den er beauftragte, Herrn Oswald Brand von nun an nicht mehr aus den Augen zu lassen.

Es war vom Ortsvorstand angeordnet worden, daß der Transport des Sarges zur Bahnstation erst im Laufe der Nacht stattfinden sollte. Die Badegäste hatten unter dem trübseligen Vorkommnis schon so viel gelitten, daß ihm — im Interesse des Besuchs künftiger Jahre — möglichste Schonung schwacher Nerven rätlich erschien.

Hanna, die die Leitung des gesamten Hausstandes übernommen hatte, sorgte aber dafür, daß wenigstens Blumen, Kränze und Guirlanden zur Stelle waren, um das primitive Gefährt, mittels dessen der traurige Transport stattfand, würdig auszuschmücken.

Nach eingetretener Dunkelheit fand dann in aller Stille die Ueberführung statt. Niemand folgte dem düsteren Gefährt als Hanna und Werner. Oswald hatte das Kurhaus schon eine Stunde früher verlassen. Draußen im Walde, wo Oswalds Wagen den kleinen Zug erwartet

hatte, nahmen die beiden Liebenden von der sterblichen Hülle der Freundin Abschied.

Lange sahen sie den beiden Wagen nach, die langsam durch die Dunkelheit des Waldes sich vorwärts bewegten, nur von dem matten Lichtschimmer begleitet, den die Laterne des Wagens, worin sich Oswald befand, über das dichte Laub zu beiden Seiten des Weges gleiten ließ.

In welcher Stimmung Oswald, auf welchem ein so furchtbarer Verdacht lastete, den Trauerzug wohl begleitete? So mußte sich Hanna erschauernd fragen. Schlug sein Herz in Furcht oder in Trauer?

Als sie in tiefer Erschütterung sich zum Gehen wendete, sich fest an Werners Arm anschmiegend, schritt eine dunkle Gestalt schweigend an ihnen vorüber.

Schreckhaft fuhr Hanna zusammen.

Werner aber erklärte ihr die Funktionen dieses letzten Begleiters des unheimlichen Kondukts: es war der Kriminalbeamte, dem die Bewachung Oswald Brands oblag....

Bei der Rückkehr des Paares nach dem Kurhause hatte Weindel die letzte Vernehmung gerade beendigt. Er zeigte Hanna — als der stellvertretenden Hausfrau — an, daß die beiden Zimmer, die seit dem gestrigen Morgen behördlicherseits unter Verschluß gehalten worden waren, ihr nun wieder zur Verfügung ständen.

Hanna äußerte gegen Werner sofort ihren Entschluß, die beiden Räume noch am heutigen Abend mit dem Dienstpersonal in stand zu setzen.

„Du hast morgen früh Zeit genug, dich mit dem traurigen Geschäft abzugeben,“ wandte Werner ein. „Ich wüßte dich jetzt lieber ruhend, Liebling.“

„Ich thue es, um endlich den Räumen das Grauen zu nehmen, das sie für die Badegäste noch besitzen,“ ent-

gegnete Hanna. Sie hatte noch eine längere Debatte mit ihm, bis er endlich in ihr Vorhaben einwilligte.

Dann kostete es sie aber noch viele Mühe, um die beiden Dienstmädchen zu bewegen, das Sterbegemach der armen Agathe in Ordnung zu bringen. Sie erklärte schließlich, daß sie bei ihnen bleiben und sie bei der Arbeit unterstützen werde.

Nun schämten sich die Mägde und begannen mit großem Eifer ihre Thätigkeit. Trotzdem Schwester Hanna aus und ein ging, war es ihnen aber doch unheimlich in dem durch die flackernde Lampe ungleichmäßig erhellten Raum.

Hanna verband mit der Beschleunigung dieser Arbeit vornehmlich den Zweck, ohne Aufsehen während der Nacht den Garten beobachten zu können. Sie wußte nun, daß Oswald die Ortschaft verlassen hatte. Wenn es sich damals wirklich um einen Nachtwandler gehandelt hatte, so war es möglich, daß er sich heute in der mondhellen Nacht wiederum zeigte. Ein brennendes Verlangen erfüllte sie, endlich Näheres über den seltsamen Vorgang zu erfahren.

Von Zeit zu Zeit verfügte sie sich, während die beiden Mägde weiterarbeiteten, nach dem Fenster ihres Zimmers, in dem kein Licht brannte. Scharfen Auges spähte sie von hier über den Garten hin.

Mitternacht kam — es wurde halb Eins, aber noch immer regte sich nichts.

Da der Verdacht nun einmal auf Oswald gelenkt worden war, so überlegte sie, wie es zu erklären sei, wenn etwa er der geheimnisvolle Spaziergänger neulich gewesen sein sollte. Sie konnte zu keiner stichhaltigen Erklärung gelangen. Unruhig verfügte sie sich immer wieder zu den nebenan scheuernden Mägden, da und dort selbst Hand mit anlegend. Stets trieb es sie aber bald wieder auf ihren Beobachtungsposten zurück.

Kurz bevor die Arbeit der Dienstboten erledigt war,

und sie sich entschloß, die beiden Mädchen zur Ruhe zu schicken, vernahm sie plötzlich drüben in der Villa Waldfrieden eine Thür gehen.

Rasch war sie an ihrem Fenster.

Vorsichtigen, tastenden Schrittes kam eine Männergestalt über die Stufen vom Portal herab.

Hanna schlug das Herz lauter und lauter. Ihre Spannung war aufs höchste erregt. Deutlich konnte sie sich der Erscheinung von damals nicht mehr entsinnen, doch war es ihr, als seien es dieselben gemessenen Bewegungen und Schritte, die sie an diesem nächtlichen Wanderer wahrnahm.

Langsam durchmaß er, vorgebeugten Kopfes, die Füße ein wenig nachziehend, den Garten. So lange, als er geradeaus ging, befand sich sein Antlitz im Schatten. In dem Augenblick aber, in dem er sich umwendete, fiel das volle Mondlicht auf sein Antlitz.

Ein kurzer, jäher Schreckensruf entfuhr Hannas Lippen, taumelnd lief sie vom Fenster zurück bis zur Thür des Nebenzimmers.

Sie wußte selbst nicht, was sie wollte. Als die beiden Mägde sie erschrocken fragten, was es denn gebe, schüttelte sie lächelnd den Kopf.

„Rieft ihr nicht nach mir? Wenn ihr fertig seid, so geht.“ Sie mußte sich zwingen, diese paar Worte hervorzupressen.

Um sich tastend — zitternd — so gelangte sie zum Fenster zurück.

Drüben am Gartenzaun, das bleiche Antlitz der Front des Kurhauses zuwendend, stand im weißen Mondlicht Werner.

Ob er sie sah, wußte sie nicht. Sie vermochte nicht einmal festzustellen, ob er die Augen geöffnet hatte Aber schlürfenden Schrittes näherte er sich plötzlich dem Hause,

den Kopf vorbeugend, die Arme schlaff herunterhängen lassend.

Hanna drohte das Herz still zu stehen: er kam langsam, fast feierlich auf sie zu.

Was wollte er? Handelte er bei Besinnung? Durfte er's wagen, jetzt, wo er sie längst schlafend wähnen mußte, sie anzurufen? Sie wollte ihm ein Zeichen geben, ihn auf die Nachbarschaft, in der sie sich befand, hinweisen, denn man beredete sie, beklatschte sie, wenn sie um solche Stunde von ihm aufgesucht wurde. Schon ihrem Gewand war sie Rücksicht schuldig.

Aber die Zunge versagte ihr den Dienst. Sie war vor Schreck wie gelähmt.

Jetzt verließ Werner den Rasen, er kreuzte den Weg und betrat das Beet, direkt auf die Bank zuschreitend, die unter ihrem Fenster stand.

Eine wahnsinnige Angst ergriff sie mit einemmal. Sie stürzte mit letzter Kraft auf das Fenster zu — mit einem Ruck schloß sie die beiden Flügel, dann schleppte sie sich zitternd zum Nebenzimmer zurück.

„Ah, welch ein eisiger Luftzug!" hauchte sie, bis ins Mark zusammenschauernd. Matt ließ sie sich auf den Diwan nieder, auf dem Agathe in den letzten Tagen ihrer Leiden so manche Stunde geruht hatte.

Die Mädchen hatten nichts gemerkt. Ihre Arbeit war fertig, sie waren soeben damit beschäftigt, ihr Arbeitszeug zusammenzunehmen. Hanna leuchtete ihnen hinaus. Rasch wollte sie sie aus der Nähe bringen.

Mit Verwunderung fragten die Mädchen, ob Hanna denn wirklich die Nacht in ihrem früheren Zimmer neben dem Sterbegemach zubringen wolle.

„Nein," versetzte Hanna, sich zu einem unbefangenen Ton zwingend, „ich werde nach dem Gasthof gehen."

Sofort erboten sich die Mädchen, sie zu begleiten.

Hanna überlegte. Das weibliche Dienstpersonal schlief in den Bodenkammern der Dependance. Um dahin zu gelangen, mußte man den Garten durchschreiten. Auf keinen Fall durfte Hanna dulden, daß die Mädchen jetzt diesen Weg nahmen, solange sich Werner im Garten aufhielt. Sie nahm also die Begleitung dankbar an und verließ das Haus durch einen seitlichen Ausgang.

Erst am Hotelportal entließ sie dann ihre Begleiterinnen. — Das war eine Nacht! Hanna vermochte kein Auge zuzuthun, so quälte sie die Erinnerung an das erlebte Abenteuer.

Was sollte sie von Werner denken? Er, dessen Zartgefühl für sie außer Zweifel stand, würde es doch bei vollem Bewußtsein nicht übers Herz gebracht haben, ihren Ruf in solcher Weise zu kompromittieren. Er mußte sich also wohl in jenem unerklärbaren, traumhaften Zustand befunden haben, der das Bewußtsein des davon ergriffenen Menschen aufhebt und ihn zum Werkzeug unbewußter Willensimpulse macht.

Die Wissenschaft besitzt für den Schlafwandel keinerlei Erklärung. Hanna hatte auch noch nie mit einem Arzt über derlei Zustände gesprochen. Ein unheimliches Rätsel sah sie da vor sich.

Jetzt gab es für sie keinen Zweifel mehr: der geheimnisvolle Wanderer jener Nacht war nicht Oswald oder sonst ein anderer gewesen, sondern Werner. Vielleicht trieben ihn seine überreizten Nerven jede Nacht im Schlaf hinaus; vielleicht war er auch in der Stunde von Agathens Tod draußen im Garten gewesen.

Namenloses Entsetzen erfaßte sie. Sie entsann sich des Ausspruchs, den er am Morgen nach der Schreckensnacht über seinen furchtbaren Traum gethan hatte: er habe die quälende Wahnvorstellung gehabt, daß er Zeuge der Ermordung Agathens gewesen sei, ohne doch helfen

zu können. Ja, das waren seine eigenen Worte gewesen, als er matt, zerschlagen und hinfällig wie nach ermüdender Wanderung ins Sterbezimmer Agathens gelangt war.

Sollte die Natur ein solches Widerspiel ermöglichen, daß ein Mensch ein doppeltes Leben führte — im Wachen und im Schlaf? Daß er im wachen Zustand kein Bewußtsein mehr von dem hatte, wovon er in seinem Schlafwandel Zeuge geworden war?

War es nicht ihre Pflicht, einzugreifen?

Hätte sie ihm vielleicht unerschrocken entgegentreten, ihn aus seinem unnatürlichen Zustand erwecken sollen?

Die Gegenwart der Mägde hatte das unmöglich gemacht. Außerdem entsann sie sich, daß ein derartiges jähes Erwecken — so behauptete wenigstens der Volksmund — eine Krisis herbeiführen konnte, die unter Umständen mit einem Gehirnschlag endete.

Was also thun? Aerztlicher Rat stand ihr nicht zur Seite. Denn einem anderen als Werner selbst durfte sie sich nicht anvertrauen. Aber war es denn gewiß, daß er Kenntnis von seinem Zustand hatte? Längst würde er dann doch dagegen angekämpft haben.

Vielleicht war es am besten, sie holte am nächsten Tag gesprächsweise sein eigenes sachverständiges Urteil über diese seltsame Erscheinung ein. Sie brauchte ihm ja nicht zu sagen, daß es sich um ihn selbst handelte....

In peinvoller Erregung verließ sie mit dem anbrechenden Tag den Gasthof. Die hausfraulichen Geschäfte, die ihr oblagen, lenkten ihren Sinn nur vorübergehend ab. Sobald sie die Arbeit im Hause verteilt hatte, beschäftigte sie sich wieder eingehend mit dem aufregenden Vorfall von gestern abend.

Werner verließ sein Zimmer erst gegen neun Uhr und begab sich sofort — noch ehe Hanna ihn hatte sprechen können — nach dem Strand, um ein Bad zu nehmen.

Hanna ließ inzwischen seine Wohnung herrichten. Nachdem die Mädchen sämtliche Arbeit auf dem betreffenden Flügel erledigt hatten, trat sie gewissenhaft ihren Rundgang an, um sich von der Ordnung zu überzeugen.

So gelangte sie auch in Werners Zimmer. Trotzdem der Raum nur die übliche Hotelausstattung aufwies, besaß er doch einen gewissen persönlichen Charakter. Die Nervosität Werners sprach sich in dem Durcheinander aus, das auf dem Schreibtisch herrschte, in der Unordnung im ganzen Zimmer. Hanna machte sich daran, etwas aufzuräumen. In der dunklen Ecke hinter dem Schreibtisch stand Werners geöffneter Koffer. Es war derselbe, in den er damals im Verlauf des Gesprächs mit seinem Bruder noch das Lederetui gesteckt hatte, das seine Reiseapotheke enthielt. Sie wußte selbst nicht, wie sie plötzlich darauf verfiel, aber es trieb sie mit unwiderstehlicher Macht, sich davon zu überzeugen, ob das Kästchen sich in Ordnung befand. Eine ganz seltsame Gedankenbrücke brachte sie mit einemmal auf die Frage, ob Werner sich nach dem rätselvollen Tode Agathens denn auch sofort selbst davon überzeugt hatte, daß in diesem Etui noch alles genau mit dem früheren Inhalt stimmte.

Ein hastiger Griff — und der Gegenstand, der in dem geöffneten Handkoffer obenauf lag, befand sich in Hannas Händen.

Das Etui war nicht verschlossen. Rasch öffnete sie es. Es enthielt die ihr bekannte Zusammenstellung kleiner Medizinkolben für dringliche Fälle: Chloroform, Morphium, Aether und Chloral. Aber ein Fach war leer — das, in dem der Aufschrift nach das Opium gewesen war.

Ein jäher Schreck durchfuhr Hanna. Wo war das Fläschchen, das hier fehlte? Und wußte Werner darum, daß es sich nicht mehr in dem Etui befand?

Sie stand ein paar Sekunden lang wie erstarrt da.

Sie hörte Schritte über den Korridor kommen, doch es war ihr nicht möglich, den Gegenstand auf seinen Platz zurückzulegen, überhaupt eine Bewegung auszuführen. Lähmendes Entsetzen hatte sich ihrer plötzlich bemächtigt.

Wie, wenn Werner selbst in seinem traumhaften Zustand mittels des Opiates, das in dem Etui fehlte, den Tod Agathens herbeigeführt hätte!

Hanna brachen die Kniee ein. Kraftlos sank sie in den Sessel, vor dem sie gerade stand. Doch nur wenige Augenblicke gab sie sich dieser Schwäche hin. Sie nahm all ihre Selbstbeherrschung zusammen, um das verhängnisvolle Etui, das sie in ihren Händen hielt, wieder an seinen früheren Aufbewahrungsort zurückzulegen.

Dann schleppte sie sich zur Thür. Sie lauschte. Die Schritte, die sie vorhin vernommen hatte, waren verhallt.

Wie sie in ihr Zimmer gekommen war, ohne unterwegs zusammenzubrechen, wußte sie später kaum mehr. Sobald sie die Zimmerthür hinter sich geschlossen hatte, preßte sie in höchster Verzweiflung die Hände ineinander. Furcht erfüllte sie, wahnsinnige Furcht, und doch wieder grenzenloses Mitleid mit dem Unglücklichen.

Nachdem der erste schwere Kampf überwunden war, versuchte sie ruhig zu überlegen.

Ausgeschlossen erschien es ihr, daß Werner auch nur ahnte, was er gethan hatte. Es war im Zustande des Somnambulismus geschehen. Aber sie stellte sich die Möglichkeit vor, daß dem Unglücklichen plötzlich die Einsicht dessen, was er gethan, im wachen Zustand kommen könne. Das würde bei seiner ohnehin krankhaft erregten Gemütsstimmung das Verderben des Unglücklichen sein.

Also mußte sie schweigen!

Jetzt erst, da sie ihn in Gefahr wußte, schien ihr's mit einemmal aufzugehen, wie unendlich ihr Mitgefühl,

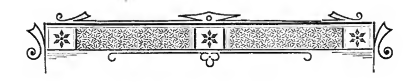
ihre Liebe zu ihm war. Sie begann, tief ergriffen, zu weinen.

Welch ein grausamer Kampf tobte in ihrem Innern! Sie wußte Sora in höchster Gefahr; auch deren Gatten, dem leichtsinnigen, aber im Grunde warmherzigen Oswald, stellte man in dieser Stunde nach. Beide standen im Verdacht, Agathens Tod verschuldet zu haben. Und sie allein kannte den Schuldigen — den unglücklichen Schuldigen, den sie mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens liebte, den sie vor der Verfolgung, vor dem Untergange retten mußte.

Schweigen — Schweigen! ... Das war die einzige Rettung für Werner, die sie in ihrer Herz und Sinne lähmenden Bangigkeit sah.

(Fortsetzung folgt.)





Buridans Esel.

Erzählung aus dem New Yorker „High Life“.

Von

K. Wildtenstein.

Mit Illustrationen von K. Walö.

Verwünscht große Pfütze das!“ sagte der Fremde und wies mit der linken Hand auf den Atlantischen Ozean.

„Sehr richtig,“ entgegnete ich, „und es mag keineswegs ein erhabenes Gefühl sein, wenn man Infusorie in dieser Pfütze ist.“

„Sie sind ein Deutscher, denn nur Deutsche machen derartige wissenschaftliche Bemerkungen,“ sagte lächelnd der Fremde, dann fuhr er fort: „Ich bin auch ein halber Deutscher, meine Mutter war eine Rheinländerin. Mein Name ist Skottsfeller, praktischer Arzt, komme soeben vom internationalen Aerztetag in Berlin!“

Ich nannte meinen Namen, und dann sahen Mr. Skottsfeller und ich eine Weile schweigend über die Regeling des Hamburger Dampfers „Augusta Viktoria“, der eilig dem Hafen von New York zustrebte.

Wir waren allerdings von unserem Bestimmungsorte

noch sehr fern, kaum einen Tag auf hoher See. Ich hatte Mr. Skottsfeller schon an der Mittagstafel der ersten Kajüte gesehen und meine Freude an dem jovialen, hochgewachsenen Herrn gehabt, dessen Haar bereits leicht angegraut war. Er war mir aufgefallen, weil er mir in seiner heiteren Geselligkeit wie eine glückliche Mischung von deutscher Gemütlichkeit und amerikanischer Energie erschienen war. Ich hatte mich ja auch nicht getäuscht, er hatte eine deutsche Mutter gehabt, und von dieser hatte er wohl die leuchtenden blauen Augen in seinem sonst ganz amerikanischen Gesicht.

Der Obersteward kam und brachte dem amerikanischen Arzte ein Körbchen mit Orangen, stellte dieses auf einen der Tische auf dem Promenadendeck und entfernte sich wieder.

„Langen Sie mit zu, mein Herr," sagte Doktor Skottsfeller mit verbindlicher Handbewegung, und da man an Bord eines Schiffes keine Umständlichkeiten zu machen pflegt, nahm ich die Einladung ohne weiteres an. Ich setzte mich mit an den Tisch, um von den Orangen zu schmausen.

Ein allerliebstes kleines Mädchen von ungefähr drei Jahren, das Töchterlein eines Ehepaares, das ebenfalls in der ersten Kajüte fuhr, kam vorbeigetrippelt, und Skottsfeller rief das Kind heran, um es mit Orangen zu beschenken. Er hielt der Kleinen in jeder Hand eine Frucht hin, und das Kind stand verlegen da, sah von einer Orange auf die andere und wußte offenbar nicht, welche es nehmen solle.

„Da haben Sie den Beweis für die gleiche Anziehungskraft gleich weit entfernter und gleich anreizender Gegenstände," bemerkte lächelnd der Doktor.

„Die Geschichte von Buridans Esel mit den beiden Heubündeln!" entgegnete ich.

„Natürlich! Ich wollte die kleine Dame hier nur nicht durch den Vergleich mit dem bekannten Grautier verletzen!“ fuhr lachend Skottsfeller fort. Dann steckte er dem Kinde beide Orangen in die Hände, und dieses lief davon.

Skottsfeller aß noch eine Orange und sagte dann halblaut: „Buridans Esel! Ja, in dessen Lage sind wir alle.“ Dann blickte er mich prüfend an. „Wir haben bis zum Mittagessen noch zwei Stunden Zeit. Ich will Ihnen eine Geschichte als Illustration zu der Buridanschen Eselei erzählen. Ich weiß, daß Sie Schriftsteller sind, und werde mich freuen, wenn ich sie irgend einmal mit Ihrem Namen gedruckt lese!“

„Rechnen Sie auf meine strengste Indiskretion!“ entgegnete ich.

„Nun, so hören Sie also. Vor ungefähr fünfzehn Jahren ließ sich in New York ein junger Arzt nieder, der soeben seine Studien auf dem Lytton Medical College mit Glanz beendet hatte. Wir wollen diesen jungen Mann, den Helden unserer Geschichte, Ralph nennen. Er war damals ungefähr dreißig Jahre alt, gut gewachsen und hatte sich auch schon ein wenig in der Welt umgesehen, war sogar Student in Paris, Heidelberg, Berlin und Wien gewesen. Setzen wir noch hinzu, daß er ein hübsches Vermögen besaß, das allerdings notwendig war, als er sich in New York in der vornehmsten Gegend, in der Nähe der fünften Avenue, als praktischer Arzt niederließ. Man muß in jener Gegend sehr lange warten, bis man eine Praxis bekommt, und muß selbst großen Aufwand treiben, wenn man Hausarzt unserer Millionäre werden will. Sie wissen ja, wir sind in unserem gesegneten Nordamerika Republikaner und angeblich alle gleich, aber ich versichere Sie, der europäische Hochadel schließt sich kaum so vom Bürgertume ab, wie unsere New Yorker

Millionäre von dem „Pöbel“, der nur einige Hundert-tausende besitzt.

Freund Ralph saß also eines Nachmittags in seinem Sprechzimmer und wartete der Patienten, die nicht kommen wollten, als sein Diener ihm plötzlich meldete, es sei in der Nachbarschaft ein Unglück geschehen, und schleunigste ärztliche Hilfe notwendig. Ralph ergriff seine Instrumententasche, stülpte seinen Hut auf und stürzte hinaus. Er fand im Vorzimmer einen Diener in Livree, und dieser lief ihm mit den Worten: „Es ist gleich in der Nähe!“ eilfertig voran, so daß Ralph ihm kaum folgen konnte. Der Diener lief in der That nur fünf Häuser weit, öffnete die Hausthür eines hocheleganten Gebäudes, dessen Vestibül mit verschwenderischer Pracht eingerichtet war, und führte ihn dort eine teppichbelegte Treppe hinauf.

Oben standen ebenfalls einige Diener, die ziemlich ratlos aussahen. Durch eine Reihe von Zimmern ging es in einen Saal, in welchem ein Dutzend junger Damen in sonderbaren Kostümen, welche Knabenanzügen glichen, versammelt waren. Auf einem Ruhebette lag eine gleichkostümierte junge Dame ohnmächtig, mit blutendem Auge.

Eine vielleicht zweiundzwanzigjährige, sehr hübsche, brünette junge Dame trat auf Ralph zu und sagte kurz und bestimmt: „Ich bin die Präsidentin dieses Klubs junger Damen. Hier ist unser Fechtsaal. Unsere Freundin hat mit einer anderen Klubdame einen Gang Florett gefochten. Der lederüberzogene Knopf, der zum Schutz auf der Spitze des Uebungsfloretts angebracht ist, brach in dem Augenblicke ab, als die Gegnerin unserer Freundin einen heftigen Stoß nach der das Gesicht deckenden Drahtmaske führte. Die unbedeckte abgebrochene Spitze drang durch die Maschen des Drahtgitters und traf unsere

Freundin in das Auge. Wir fürchten, das Auge ist verloren."

Ralph kniete sofort neben der Ohnmächtigen nieder und untersuchte das verletzte Auge. Schweigend standen die jungen Damen im Kreise herum. Nach wenigen Minuten konnte er erklären: „Das Auge selbst ist unverletzt, nur die Augenhöhle ist beschädigt!"



Die Damen atmeten auf. Ralph legte einen Verband an und bemühte sich dann erst, die Ohnmächtige zum Bewußtsein zu bringen. Als dieses wiederkehrte, überließ er die Patientin den jungen Damen und den zahlreichen

Dienerinnen. Er wollte nach einer halben Stunde den Verband erneuern und bat um die Erlaubnis, so lange in einem Nebenzimmer warten zu dürfen.

„Sie sind unser Gast," erklärte die jugendliche Präsidentin, „und unsere Damen werden sich ein Vergnügen machen, Sie zu bewirten und zu unterhalten. Wer hat doch die Gastwoche? Ah, ihr beiden, Mary und Annie!"

Zwei junge Damen traten heran, denen Ralph vorgestellt wurde. Beide waren etwa zwanzig Jahre alt, sehr schön, fast von gleicher Größe und schienen einander besonders zugethan zu sein, denn sie standen Hand in Hand nebeneinander. Annie war Blondine, Mary Brünette. Mit dieser Angabe sind aber weder die großen Unterschiede, noch die besonderen Vorzüge der beiden Damen genügend gekennzeichnet. Mary war eine sanfte, schmachtende Brünette mit den köstlichsten dunklen Augen und mit harmonisch abgerundeten Bewegungen; Annie eine lebhafte, geist- und witzsprühende Blondine mit feurigen blauen Augen, stolzer Kopfhaltung und rastloser Beweglichkeit."

„Alle Wetter!" unterbrach ich Doktor Skottsfeller, „wirklich ein paar verführerische „Heubündel". Der arme Ralph kann mir leid thun. Jeder andere wäre da auch zu Buridans Grautier geworden. Selbst wenn Ralph eine besondere Vorliebe für Brünetten oder Blondinen gehabt hätte, wäre ihm die Wahl fast unmöglich geworden, denn die Blondine hatte allen Reiz einer Brünette und die Brünette den ganzen Zauber der Blondine!"

„Freilich!" entgegnete Skottsfeller, „der arme Ralph kam in ein verzweifeltes Dilemma, aber das geschah alles viel später. Halten wir uns streng an den Fortgang der Geschichte, denn was ich Ihnen erzähle, ist in Wirklichkeit passiert. ... Mary und Annie führten den Befehl ihrer

Präsidentin, welche den Vornamen Daisy führte, aus und unterhielten den Gast damit, daß sie ihm zuerst die Einrichtungen des Klubs zeigten. Die Mitglieder bestanden aus dreißig jungen Damen, ausnahmslos Töchtern aus ersten Familien, aus den reichsten der New Yorker Geldaristokratie.

Dieser Klub der jungen Damen, „Klub der Schwestern" genannt, hatte sein eigenes prachtvolles Gebäude mit zahlreicher Dienerschaft, luxuriös eingerichtete Zimmer für jede einzelne Klubgenossin, Konversationszimmer, Salons, Empfangräume, einen Fecht-, einen Musik- und Theatersaal, Ateliers, Garderoben und einen Speisesaal, in welchem die „Schwestern" ihre großen und kleinen Festmahle abhielten.

Ralph sah alles unter der Führung der beiden interessanten jungen Damen an, dann kehrte er zu der Patientin zurück, erneuerte den Verband, überzeugte sich davon, daß kein Fremdkörper in der Wunde zurückgeblieben sei, und konnte dann gestatten, daß die Dame in ihrer Equipage nach der Wohnung der Eltern fahre.

Er wollte sich darauf empfehlen, aber Miß Daisy, die Präsidentin, bat ihn im Namen des ganzen Klubs, zum Essen dazubleiben.

Dieses fand im großen Speisesaale statt. Es kamen eine Anzahl von Herren, Verwandte und Freunde der Klubgenossinnen. Sie wissen, bei uns hat jede junge Dame die Freiheit, zu verkehren mit wem sie will. Sie kann mit einem jungen Manne im Restaurant speisen, kann mit ihm Ausflüge machen, Konzerte und Theater besuchen, ohne daß man darin etwas Unpassendes findet. Bei dem Mahle waren Mary und Annie die Tischnachbarinnen Ralphs, und alle drei unterhielten sich vortrefflich. . . .

Am nächsten Tage wurde Ralph durch ein feierliches Schreiben des „Klubs der Schwestern" überrascht. In dem-

selben dankte man ihm für seine geleistete Hilfe und bot ihm gleichzeitig die Stelle eines Klubarztes an. Als solcher sollte er verpflichtet sein, jeden Nachmittag während dreier Stunden, der Zeit, in welcher die Fecht- und Turnübungen der Damen stattfanden, in einem ihm zur Verfügung gestellten Zimmer anwesend zu sein, damit er sofort ärztliche Hilfe leisten könne, wenn sich wieder ein Unfall ereignen sollte.

Natürlich zögerte Ralph nicht einen Augenblick, die Offerte anzunehmen. Sie war geradezu ein Glücksfall für ihn. Es handelte sich nicht allein um die dreitausend Dollars, die man ihm jährlich als Gehalt zahlen wollte, sondern um die Verbindungen, die er anknüpfte. Mit einem Schlage trat er in Fühlung mit den reichsten Familien New Yorks, und es konnte ihm nicht schwer fallen, nach und nach Hausarzt in den Familien zu werden, deren Töchter dem Klub angehörten. In Amerika besonders ist es geradezu Modesache, diesen oder jenen Arzt zu wählen. Hat ihn erst eine und die andere Familie, dann nehmen ihn auch Familien des Bekanntenkreises oder richtiger gesagt der „Clique".

Ralph wurde also Klubarzt, und das Glück schien ihn geradezu zu verfolgen. Er wurde in die sonst so schwer zugänglichen Familien der Millionäre eingeführt, und die erste Familie, die ihn zum Hausarzt ernannte, war die, deren Tochter er das Auge gerettet hatte. Aber auch Annie und Mary führten ihn sofort in ihre Familien ein, und die beiden unzertrennlichen Freundinnen, die immer dasselbe thaten, waren auch gleichmäßig bestrebt, Ralph allerlei Aufmerksamkeiten zu erweisen. Es geschah dies jedoch nicht in auffallender Weise, denn alle Klubdamen, an ihrer Spitze die Präsidentin, bemühten sich, ihrem Arzt aufs liebenswürdigste zu begegnen, und ich versichere Sie, Ralph fühlte sich höchst wohl dabei.

Aber er verdiente es wirklich auch, denn er war ein herzensguter Kerl. Jeder andere hätte an seiner Stelle dafür gesorgt, daß er konkurrenzlos blieb, daß kein Störenfried erschien, kurzum, daß er das Monopol behalten hätte. Ralph war nicht so egoistisch, er dachte an seinen Freund, an mich, dem es ganz verzweifelt schwer fiel, sich in New York eine Praxis zu schaffen. Ich hätte ja nach dem Westen gehen können, aber ich hatte eine gelähmte Mutter, die, seit Jahren verwitwet, an mir, dem einzigen Kinde, mit aller Zärtlichkeit hing. Ich konnte sie nicht verlassen, konnte sie auch nicht mit nach dem Westen nehmen, und so mußte ich in New York bleiben. Unser Vermögen war nicht groß, ich sah daher ziemlich düster in die Zukunft.

Ich hatte mit Ralph zusammen studiert, wir hatten unsere Examina miteinander gemacht und waren gute Freunde.

Im Klub fand eines Abends eine Aufführung von lebenden Bildern statt, welche die Damen selbst stellten, und dafür war auch eine Anzahl von Herren nötig. Ralph legte sich für mich in das Zeug, erklärte, ich sei vom College her einer der bedeutendsten „Spezialisten in lebenden Bildern", und so erhielt ich eine Einladung in den Klub zum Essen. Da ich anscheinend vor den Augen der jungen Damen Gnade gefunden hatte, durfte ich mich bei der Anordnung der lebenden Bilder nützlich machen und erhielt später auch das Recht, im „Klub der Schwestern" als ständiger Gast zu verkehren."

„Wirklich ein selbstloser Freund, dieser Mr. Ralph," bemerkte ich. „Alle Anerkennung verdient er. Daß er Sie einführte, da Sie doch als Arzt sein direkter Konkurrent waren, ist bewundernswert!"

„Ja, er war ein edler Mann oder vielmehr er ist es, denn er lebt glücklicherweise noch und zwar in den besten Verhältnissen. Aber hören Sie nur weiter!

Als ich in den Klub kam und dort ständig zu verkehren anfing, sagte mir Ralph eines Tages in seiner burschikosen und doch so praktischen Manier: „Junge, greif zu! Hier sind Millionärinnen zu heiraten. Sieh zu, daß sich eines von diesen Mädchen für dich interessiert, und dann heirate flott darauf los. Du hast große gesellige Talente und kannst dein Licht hier nach Belieben leuchten lassen. Die reichen jungen Männer, die hier verkehren, sind ausnahmslos fade, langweilige Gesellen, die du alle ausstechen kannst."

Ich lachte, mußte innerlich aber doch dem Freunde recht geben. Ich fragte auch sofort im Scherz: „Und hast du selbst schon deine Wahl getroffen? Du bist ja auch ein praktischer Mensch, der nicht nur anderen, sondern auch sich selbst gute Ratschläge geben kann. Du wirst natürlich auch eine dieser jungen Millionärinnen heiraten, und es wird dir dies um so leichter werden, als du wirklich hier Hahn im Korbe bist. Es ist staunenswert, wie die Damen dich verhätscheln!"

„Keinen Neid, lieber Freund!" entgegnete Ralph. „Ich wünschte, ich würde nicht so verhätschelt, und es interessierten sich nicht zwei Damen gleichzeitig für mich, wie dies den Anschein hat!"

„Du meinst Mary und Annie?" fragte ich. „In der That, die Wahl muß dir schwer werden!"

Er lachte behaglich vor sich hin. „Es sind ein paar liebreizende Geschöpfe, und es giebt für mich kein größeres Wonnegefühl als das Empfinden, daß beide sich für mich interessieren. Aber ich brächte es nicht über das Herz, mich für eine von ihnen zu entscheiden. Die andere thäte mir zu leid. Du weißt ja, Buridan behauptete, ein Esel, der gleich weit von zwei gleich großen und anlockenden Heubündeln entfernt sei, würde verhungern, weil er nicht wissen würde, welchem von beiden er sich zuwen-

den solle, da ihn jedes ebenso stark anzöge als das andere. Betrachte mich als diesen Esel. Ich werde mich wahrscheinlich nie verheiraten, es müßte denn eine dieser Damen abschwenken und sich für einen anderen Mann interessieren, so daß sie für mich verloren wäre. Wahrhaftig, ich wünschte, dieser Fall träte ein, denn ich glaube, ich liebe beide, und wir werden alle drei unglücklich werden."

Dann brach Ralph das Gespräch ab, und ich bemerkte, daß ihm die Sache ziemlich nahe ging. Es ist eben auch ein Unglück, wenn das Schicksal einem Menschen gar zu viel Gunst gewährt. —

Ungefähr vier Wochen später traf ich Miß Daisy, die Präsidentin des Klubs, in solcher Aufregung, daß ich ihr in Abwesenheit Ralphs, dessen Dienststunden schon vorüber waren, und der sich infolgedessen nicht mehr im Klub befand, ein niederschlagendes Mittel zur Beruhigung verschreiben mußte.

Offenbar hatte Miß Daisy das Bedürfnis, sich jemand gegenüber auszusprechen, und da ein Arzt immer eine Vertrauensperson ist, that sie es auch mir gegenüber. Vielleicht hatte sie auch einen Nebenzweck dabei, von dem ich allerdings damals noch nichts ahnte.

„Es hat einen Auftritt im Klub gegeben," begann sie, „wie er noch nie vorgekommen ist, und wie er nie wieder vorkommen darf. Denken Sie: die beiden besten Freundinnen, die Unzertrennlichen, Mary und Annie, sind aneinandergeraten und haben wie ein paar Furien gegeneinander getobt. Hätten wir sie nicht zurückgehalten, es wäre zu Thätlichkeiten gekommen. Elisabeth und Barbara, die Jüngsten unseres Klubs, waren vor Schreck über den Skandal einer Ohnmacht nahe. Frances — Sie kennen sie ja, die Verwundete, wegen der wir einst, als wir ihr Auge verloren glaubten, Ihren Freund Ralph zu Hilfe riefen — hatte einen Weinkrampf. Sie können sich keine

Vorstellung davon machen, wie diese sonst so gut erzogenen Mädchen, Mary und Annie, gegeneinander aufgetreten sind. Wir bemerkten schon lange die sich mehr und mehr verstärkende Spannung zwischen beiden, und niemand war es verborgen, was diese sonst so unzertrennlichen Freundinnen auseinanderbrachte. Es war ein Unglückstag, an dem Ihr Freund Ralph in dieses Haus kam."

Miß Daisy fing darauf an, herzbrechend zu weinen. Hätte ich nur damals meine Gedanken beisammen gehabt, so wäre mir dieses Weinen doch aufgefallen. Aber meine Gedanken weilten bei Frances. Es beunruhigte mich gewaltig, daß sie sich so erregt und einen Weinkrampf gehabt hatte, denn die sanftmütige, liebe Frances war mir nicht gleichgültig, und ich war schon zu der Hoffnung berechtigt, daß auch ich ihr nicht ganz gleichgültig sei. Ich platzte daher auch mit der in diesem Falle recht unvorsichtigen Frage heraus, wie es denn Miß Frances gehe, und ob ich ihr nicht Hilfe leisten solle.

Darauf erklärte Miß Daisy, wie es schien ziemlich entrüstet, Miß Frances habe sich schon lange erholt und sei nach Hause gefahren. Meine Frage hatte sie ganz aus dem Konzept gebracht, sie schwieg, und ich dachte daran, daß ich eine Dummheit gemacht hatte. Erst nach einer Pause von mehreren Minuten, die recht peinlich war, bat mich Miß Daisy dringend, Ralph ja nichts davon zu sagen, daß sie den Tag beklage, an dem er zuerst in den Klub gekommen sei. Dabei fing sie wieder an zu weinen, so daß ich es vorzog, zu verschwinden. Sie hatte auch nichts dagegen, daß ich mich empfahl.

Am nächsten Morgen erhielt ich von Miß Daisy einen Brief, in welchem ich ersucht wurde, um zwölf Uhr im Klub zu sein und meine Verbandtasche mitzubringen. Der Diener wartete auf Antwort, und ich sagte ihm, daß ich mich pünktlich einfinden würde.

Ich war über diese Aufforderung sehr erstaunt. War Ralph in Ungnade gefallen? Warum wendete man sich nicht an ihn, wenn man ärztliche Hilfe brauchte?

Ich fand mich pünktlich ein und wurde von Miß Daisy mit den Worten empfangen: „Wir haben Sie um Ihre Hilfe gebeten, weil es nicht angängig ist, Mr. Ralph bei der Gelegenheit zuzuziehen. Ich bitte um Ihr Ehrenwort, daß Sie über das, was Sie hören und sehen werden, unverbrüchliches Stillschweigen bewahren werden."

Ich gab das Versprechen und war natürlich noch neugieriger als bisher.

„Es findet ein Duell statt zwischen Mary und Annie infolge des gestrigen Streites," fuhr Miß Daisy fort. „Es ist ein Duell auf Stoßdegen. Es wird voraussichtlich sehr ernst werden, denn die Gegnerinnen sind sehr erbittert gegeneinander und außerdem beide sehr gute Fechterinnen."

„Ein Duell —" wollte ich erstaunt fragen und gegen das Beginnen Einspruch erheben, aber ich kam gar nicht dazu, denn Miß Daisy erklärte scharf und bestimmt:

„Mr. Skottsfeller! Alles Reden ist zwecklos und schafft die Sache nicht aus der Welt. Was durch Reden geschehen konnte, haben wir alle bereits redlich gethan. Wo es sich aber um so erbitterte Feindschaft zwischen zwei Frauen handelt, ist alles Reden vergebens. Vielleicht ist es ganz gut, daß sich der Haß der beiden Rivalinnen in dem Duell Luft macht. Ist erst Blut geflossen, so kühlen sich vielleicht die Leidenschaften ab. Hoffentlich kommt es nicht zu einer Katastrophe. Dafür werden schon die Sekundantinnen sorgen, und ich werde als erwählte Unparteiische bei diesem Duell mein möglichstes thun. Wir haben auch eine Aerztin zu dem Duell hinzugezogen, da aber die Gegnerinnen gleichzeitig verwundet werden und ärztlicher Hilfe bedürfen können, brauchen wir auch noch einen Arzt. Wollen Sie uns diesen Dienst erweisen?"

Ich bejahte und wurde von Miß Daisy in den Fechtsaal geführt, wo ich bereits die Kollegin, eine verhältnismäßig junge Dame, vorfand.

Nachdem wir einander vorgestellt waren, begannen wir ganz geschäftsmäßig unsere Vorbereitungen zu treffen. Wir besorgten Waschschüsseln mit Wasser, Schalen mit Karbol, legten Nadeln und Catgut zum Nähen der Wunden zurecht, dazu Watte und Verbandzeug, und ich mußte unwillkürlich mich an die Zeit in Heidelberg erinnern, wo ich mit Ralph zwei Semester zusammen studierte und Gelegenheit hatte, verschiedenen Studentenmensuren beizuwohnen. Auch dabei ordneten die Paukärzte auf besonderen Tischen ihr Verbands- und Handwerkszeug so, wie ich es jetzt mit der Kollegin that.

Bald darauf erschien Miß Daisy, welche noch Anordnungen traf, um Störungen des Duells zu verhindern. In den Zimmern diesseits und jenseits des Fechtsaals waren Mitglieder des Klubs in Gruppen postiert, um jeden aufzuhalten, der in den Fechtsaal hinein wollte. Auf ein Glockenzeichen traten Mary und Annie, jede mit ihrer Sekundantin, in den Saal. Die Gegnerinnen und die Sekundantinnen trugen ein besonderes Fechtkostüm aus weißer Seide. Dasselbe bestand aus seidenen Strümpfen, Kniehose und enganliegender Bluse und brachte die Schönheit der jugendlichen Gestalten zu vollster Geltung. Es war aber keine Zeit, Kostümstudien zu treiben, denn die Kommandos der Miß Daisy ertönten sofort.

Die Sekundantinnen maßen die Mensur ab, zogen den Kreis, innerhalb dessen sich die Kämpfenden umeinander bewegen durften, dann wählte die Unparteiische zwei Paar Stoßdegen, deren dreikantige Spitzen scharf geschliffen waren, und gab sie an die Gegnerinnen und Sekundantinnen, welch letztere außerhalb des Kreises stehen blieben, der mit Kreide auf dem Fußboden gezogen war.



„Fertig!" ertönte das Kommando Daisys.

Die Gegnerinnen traten einander gegenüber. Die linke Hand jeder Kämpfenden lag am Hinterkopf, der rechte Arm war ausgestreckt, so daß sich das kleine Stichblatt des Stoßdegens fast in Augenhöhe befand, die Spitzen der Klingen waren nach unten gesenkt.

„Los!"

Beide Gegnerinnen fielen wütend gegeneinander aus *).

Nie werde ich den Blick des Hasses vergessen, den sich

*) Siehe das Titelbild.

die beiden ehemaligen Freundinnen bei dem ersten Ausfall zuschlenderten. Dieser Haß hinderte sie aber nicht, sorgfältig die feindliche Klinge zu parieren. Annie traversierte nach rechts und versuchte Mary die weniger gedeckte Seite abzuparieren, aber Mary sprang gewandt herum, indem sie sich halb um ihre eigene Achse drehte. Sie parierte den Stich der Gegnerin und fiel dann sofort wieder zur Quart aus.

Es wäre ein Vergnügen gewesen, unter anderen Verhältnissen diese jugendlichen, eleganten Fechterinnen und ihre blitzschnellen Bewegungen zu sehen. Jetzt mußte man mit Schrecken und Mitleid daran denken, daß ein einziger Stich mit solcher dreikantigen Klinge ein blühendes Menschenleben vernichten konnte. Bei der Heftigkeit und Geschwindigkeit, mit welcher die Gegnerinnen aufeinander losstießen, konnten die Sekundantinnen gar nichts thun, um eine tödliche Verwundung, einen Stich in das Auge oder das Herz zu verhindern.

Nach ungefähr drei Minuten ertönte zum erstenmal das „Halt! Halt!" der Sekundantinnen, welche ihre Klingen zwischen die Kämpfenden schoben, um den ersten Gang zu beendigen.

Annies Klinge hatte Mary getroffen, aber nur den rechten Aermel in der Höhe des mittleren Oberarms durchstoßen. Eine Verwundung war nicht vorhanden, also konnte der zweite Gang sofort beginnen.

Annie verlegte sich jetzt auf das „Fintisieren", das heißt sie suchte die Aufmerksamkeit der Gegnerin durch Scheinstöße abzulenken, damit diese nicht genügend parierte, wenn Annie wirklich zustieß. Indes war Mary auf dieses Manöver ebenfalls gefaßt. Die beiden ehemaligen Freundinnen hatten ja täglich miteinander gefochten und kannten sich genau.

Das Fintisieren wurde für Annie sogar verderblich.



Sie gab sich beim Nachstoß eine Blöße auf der Terzseite. Mary parierte und stieß blitzschnell nach. Ihre Klinge drang in den rechten Oberarm Annies. Man sah sofort das Blut den weißen Seidenärmel rot färben.

Die Sekundantinnen sprangen dazwischen, und meine Kollegin konstatierte, daß Annie eine Fleischwunde im rechten Oberarm habe, welche sehr stark blutete; es sei jedoch weder eine große Ader noch ein Knochen getroffen.

Daisy fragte, ob die Gegnerinnen nicht mit diesem Resultate des Duells zufrieden sein wollten, aber diese verneinten, und Annie protestierte besonders heftig.

Verbunden durfte nicht werden. Der dritte Gang begann sofort. Tödlicher Haß sprühte aus den Augen der beiden Mädchen, ihre Wangen glühten, wie die Schlangen wanden sich die Körper umeinander, lautlos wechselten die beiden Feindinnen die gefährlichsten Stöße. Der rechte Aermel Annies war voll Blut. Sie mußte allmählich der Feindin gegenüber in Nachteil geraten, denn der Blutverlust schwächte den rechten Arm, auf den es doch hauptsächlich ankam.

Aber auf einmal nahm sie, die Zähne aufeinander beißend, alle Kraft und Gewandtheit zusammen und im nächsten Augenblicke stieß sie ihre Klinge durch Marys Hals. Die Sekundantinnen schrieen laut auf vor Schreck.

Die Kollegin und ich sprangen hinzu, konnten indes zum Glück sofort feststellen, daß die Halsschlagader nicht getroffen war. Auch diese Wunde blutete heftig, und da sich der Stich in der Nähe der Halsschlagader befand, legten wir gegen die Fortsetzung des Kampfes Verwahrung ein.

Ich leistete Mary Hilfe, die Kollegin verband den Arm Annies.

Als der erste Verband angelegt war, fragte Daisy, ob sich die Gegnerinnen nicht versöhnen wollten. Beide verneinten indes energisch.

Die beiden Kämpferinnen hatten sich tapfer gehalten. Indes mußte ich mir sagen, daß auch Miß Daisy sich wie ein alter Student betragen hatte. Ihre Ruhe, ihre Sicherheit bei der Leitung des Duells waren staunenswert. Und das war dieselbe Frau, die tags zuvor in Thränen zerfloß und nicht zu beruhigen war, weil sich die beiden Freundinnen gezankt hatten.

O Weiber, Weiber!

Die Verwundeten wurden nach Anlegung des Verbandes nach ihren Wohnungen geleitet, wo ihre Eltern keinen geringen Schrecken gehabt haben mögen, trotzdem sie an die Excentricitäten ihrer verzogenen Töchterlein genügend gewöhnt waren.

Ich hatte die Aufgabe, Ralph von dem Duell, das um seinetwillen ausgefochten worden war, zu unterrichten. Er geriet in die größte Aufregung.

„O, ihr Armen!“ schrie er. „Was habt ihr gethan?“

Er war außer sich, und ich lief davon, um Miß Daisy meinen Bericht zu bringen. Sie zuckte die Achseln und erklärte:

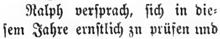
„Die Geschichte sprengt unseren ganzen Klub auseinander, wenn nicht etwas dagegen geschieht. Dabei ist alles auf Täuschung aufgebaut. Ihr Freund liebt keine von den Damen wirklich. Was ihn an sie bindet, ist geschmeichelte Eitelkeit und eine Art von Mitleid mit beiden. Und Mary und Annie lieben ihn keineswegs so, daß sie nicht ohne ihn leben könnten; die eine gönnt ihn einfach der anderen nicht, keine von beiden will die Besiegte, die Verschmähte sein.“

Der Heilungsprozeß bei den verwundeten jungen Damen vollzog sich ganz normal. Sie besuchten den Klub nicht und sahen natürlich auch Ralph nicht.

Während der vierzehntägigen Abwesenheit der Damen aber ruhten Miß Daisy und ich nicht, und es kam durch



unsere Vermittelung bei Mary, Annie und Ralph folgende Abmachung zu stande. Mary und Annie gingen ein Jahr lang auf Reisen; Mary nach Europa, Annie nach Indien und Japan. Keine von ihnen sollte mit Ralph in irgend eine Beziehung treten, selbst jeder Briefwechsel war untersagt.



Ralph versprach, sich in diesem Jahre ernstlich zu prüfen und nur seinem Herzen Folge zu geben. Dieses Herz mußte sich doch schließlich für die eine der Damen mehr interessieren, als für die andere.

Acht Tage später reisten die Damen ab, ohne Ralph gesehen zu haben. Letzterer that wieder seinen Dienst im Klub, und alles ging seinen gewohnten Weg.

Ich aber führte ein halbes Jahr später Miß Frances heim.

Das Probejahr ging vorüber, und Annie kehrte zuerst zurück. Auf ihrem Schreibtische fand sie einen Brief mit der Handschrift Ralphs. Mit welchen Gefühlen sie ihn betrachtete, können Sie sich wohl denken. Als sie ihn öffnete, fand sie darin die — Vermählungsanzeige Ralphs mit Miß Daisy.

Denselben Brief fand Mary, als sie vierzehn Tage später von ihrer Reise heimkam. Acht Tage darauf waren Mary und Annie wieder gute Freundinnen. Sie besuchten auch wieder den Klub, denn weder Ralph noch Daisy wurden dort mehr gesehen. . . .

Das ist meine Geschichte von Buridans Esel. Das Gong wird geschlagen! Wir müssen zu Tische! Kommen Sie!"





Streifzüge auf Madeira.

Subtropische Landschaftsbilder von **Alexander Ritter.**

Mit 13 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Bevor die Luftkurorte an der Südküste des Mittelmeers und die Stationen des Höhenklimas in Mode und Aufschwung kamen, bildete die Insel Madeira (sprich Madē-ira) das Mekka aller, die für ihre kranke Brust Heilung suchten und denen die rauhen Lüfte der nordischen Heimat die Lebenstage zu verkürzen drohten. Jener Ruf des Eilandes als Heilstätte wurde begründet, als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der englische Arzt Heberden an der Hand siebenjähriger Beobachtungen die außerordentliche Gleichmäßigkeit und Milde des feuchtwarmen Inselklimas nachwies, und auch heute noch wird Madeira von vielen Leidenden und Rekonvaleszenten aufgesucht.

Ganz abgesehen davon aber verdient Madeira wegen seiner herrlichen Landschaftsbilder und der Ueppigkeit seiner, mit der südeuropäischen nahe verwandten Vegetation als eine Perle des Atlantischen Ozeans bezeichnet zu werden. „Wessen Blick und Urteil nicht durch grundsätzliche Voreingenommenheit getrübt wird," sagt J. Chavanne, „wird die Südküste der Insel mit der amphitheatralisch im Hintergrunde einer sanft eingeschnittenen Bucht aufsteigenden

Hauptstadt Funchal als eine jener Scenerien anerkennen, die, so oft sie auch vor das Auge treten mögen, immer ästhetischen Genuß bereiten, denn sie schöpfen ihren nie versiegenden Reiz aus dem Borne der Schönheit und Anmut. Der subjektiven Stimmung mögen sich einmal die Fülle sonnigen Lichts, ein andermal die Schlag- und Halbschatten schärfer ausprägen, der bleibende Eindruck aber ist ein Labsal für die Sinne, für die Seele."

Der kleine, zu Portugal gehörige Madeiraarchipel umfaßt außer der Hauptinsel noch die nordöstlich davon gelegene kleine Insel Porto Santo und die drei „Desertas" im Südosten, Felsenklippen ohne Vegetation und Bewohner. Madeira und seine Nebeneilande sind, wie durch Lotungen festgestellt wurde, die Gipfel tief in den Ozean eintauchender Vulkane, die aber sämtlich längst erloschen sind und nur in zwei kleinen Kratern noch eine deutlich erkennbare Form bewahrt haben. Die fossilen Pflanzenreste, welche man in den dortigen Tuffschichten antrifft, gehören nach Unger zu einer Flora, die in der Tertiärzeit ein großes, von Island bis zu den Kapverdischen Inseln reichendes Festland bedeckte, das Europa mit Afrika und aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit Amerika verband. Man nimmt an, daß die Inseln Island, Madeira, die Azoren und die Kanarischen und Kapverdischen Inseln Trümmer jenes gewaltigen Festlandes bilden.

Die Insel Madeira hat von Osten nach Westen eine Länge von 55 Kilometer bei einer Breite von 24 Kilometer. In ihrer ganzen Länge durchzieht sie eine Gebirgskette, deren Durchschnittserhebung 1200 Meter beträgt, während sie im Pico Ruivo mit 1860 Meter ihre bedeutendste Höhe erreicht. Im Osten läuft das Eiland in eine ganz schmale Halbinsel aus, vor der sich auf der kleinen Insel Fora ein 40 Kilometer weit sichtbarer Leuchtturm erhebt. Von dem vulkanischen Ursprunge des Eilandes



Partie aus der Bucht von Cannical an der Nordostküste der Insel Madeira.

zeugen die tiefen Thalfurchen und steilen Wände, rundliche Kuppen dicht neben hoch aufstrebenden Hörnern und jähe Abhänge. Das Grundgestein bildet der körnige Pinoso, das Baumaterial der Häuser; darüber sind Tuffe und Trachyte ergossen. Ueberall gewahrt man die mannigfaltigsten Farbentöne, von der grauen vulkanischen Asche bis zum intensiveren Rot, Gelb oder Violett.

Die Insel trägt den Namen Madeira, das ist Holz, weil sie bei der Entdeckung mit dichten Waldungen bedeckt war; sie sollen später durch einen sieben Jahre lang wütenden Waldbrand vernichtet worden sein. Nach einer poetischen Legende wurde das Eiland durch ein Liebespaar entdeckt. Robert Machin und Anna d'Arfet flüchteten im Jahre 1346 vor der Mißgunst Eduards III. von England aus Bristol; ihr Fahrzeug wurde von einem Sturme in dem Biscayischen Meerbusen erfaßt und an die Südküste von Madeira verschlagen. Weniger praktisch, wie ihr späterer Landsmann und Schicksalsgenosse, Robinson Crusoe, wußten die Liebenden sich auf der bis zu von Wolken umhüllten Berggipfeln mit einem Lorbeerwalde bedeckten Insel nicht zu raten und zu helfen. Sie starben endlich vor Hunger dort, wo sich jetzt das an einer kleinen Bucht gelegene Städtchen Machico erhebt. So lautet die Sage.

Vielleicht ist Madeira bereits den Phönikern bekannt gewesen; die Portugiesen unternahmen schon im frühen Mittelalter Fahrten dorthin unter genuesischen Kapitänen. 1351 erscheint die Insel auf einer florentinischen Karte unter dem Namen Isola di legname, um auf späteren Karten wieder zu verschwinden. Dann war es wiederum ein Sturm, der 1419 zwei Portugiesen, João Gonzales und Martin Vaz, an die von ihnen aus Dankbarkeit Porto Santo (heiliger Hafen) genannte Insel verschlug. Hierauf nahm Portugal im folgenden Jahre Besitz von der bisher unbewohnten Gruppe und sandte Kolonisten dorthin. Man



Cabo São Lourenço, die Ostspitze der Insel.

glaubte damals, die fabelhafte Insel Atlantis der Alten wiedergefunden zu haben. Wie ganz Portugal, stand auch Madeira von 1580 bis 1640 unter spanischer Herrschaft; im Jahre 1801 und dann wieder von 1807 bis 1814 hielten es die Engländer besetzt. Gegenwärtig bildet die Insel mit



Basaltsäulen an der Lagoa.

Porto Santo eine portugiesische Provinz; ein Gouverneur, der ein Detachement Infanterie und Artillerie zu seiner Verfügung hat, steht an der Spitze der Regierung. Administrativ wird Madeira in vier Comarras und zehn Distrikte (deren einen Porto Santo bildet) eingeteilt.

Die Nordküste Madeiras bildet einen schroffen Gegensatz zum südlichen Gestade des Eilandes. Das Bergland des Innern wird überall von tiefen und weiten, den Ver-



Cabo Girão bei Camara dos Lobos.

kehr äußerst erschwerenden Schluchten zerrissen und steigt zum Meere in steil abfallenden, bis 585 Meter hohen Klippen hinab. Die Nordküste ist von malerischer Wildheit, namentlich die Bucht von Cannical, wo die Wogen mit übermächtiger Wucht gegen die Lava- und Basaltmauern branden, wenn der Nordostpassat oder die Nordwestwinde wehen. Diese ganze Seite der Insel, die von fast ununterbrochenen Steilküsten umgürtet ist, hat nur wenige Buchten und gar keine Häfen aufzuweisen; der Pflanzenschmuck hochstämmiger Formen ist hier wie in Oasen zusammengedrängt, und die dürftigen Wohnorte armer Insulaner sind nur spärlich gesäet. Nicht minder großartig wie in der ebengenannten Bucht ist die landschaftliche Scenerie des westlichen Cabo Tristão und des östlichen Cabo São Lourenço mit seinen zerklüfteten Felsen.

Kaum aber hat man den Gebirgskamm, der gleichsam die Wirbelsäule des Eilandes bildet, von Norden her überschritten, so glaubt man in einen botanischen Garten hinabzusteigen, in den nur die linden, feuchten Südwestwinde Zutritt haben. Im Sommer schmachtet man sogar bisweilen unter dem Gluthauche des aus der afrikanischen Wüste hereinbrechenden „Leste" (Scirocco). Die Vegetationsformen der gemäßigten Zone vermählen sich mit denen der heißen Zone. Neben Rosen, Myrten, Lorbeer und Cypresse erscheinen Magnolien, Granatäpfel, Aloen, Kaktus, Ananas, Mango, Bananen, Kaffee und Zuckerrohr; von dem Weinbau, der früher das berühmte Hauptprodukt der Insel lieferte, soll noch besonders die Rede sein. Mächtige Kamelienbäume, die im Januar und Februar mit Blüten überladen sind, schmücken die Gärten; rot- und gelbblühende Bignonien, die rosenrote Bougainvillea, baumartige Daturen, Fuchsien, auch schlanke Dattelpalmen fehlen nicht, doch liefern sie hier keine eßbaren Früchte. Der Guavabaum und die brasilianische Arassa sind die gewöhnlichsten Obst-

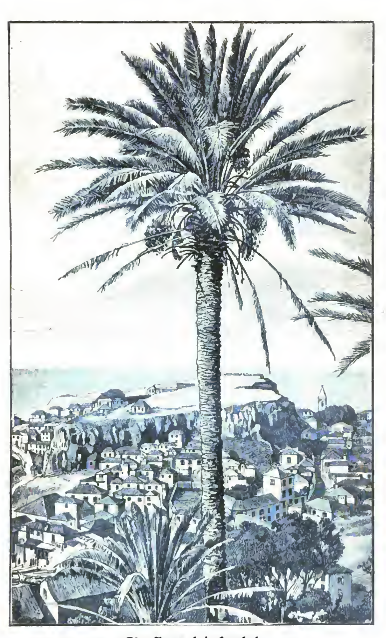
Funchal, vom Palheiro aus gesehen.

bäume, der wichtigste der Feigenbaum. Die ärmere Klasse der Eingeborenen nährt sich hauptsächlich von Bataten, Inhame (Colocasia antiquorum), Feigen, Kaktusfrüchten und Bananen, namentlich aber von Mais.

Auch die Südküste hat pittoreske Felsenscenerien aufzuweisen, so das imposante und über 600 Meter hohe Cabo Girão bei Camara dos Lobos, eines der höchsten Vorgebirge der Erde, und die wie Säulen aufgebauten Basaltklippen an der Lagoa bei dem Städtchen Santa Cruz. Was es aber überhaupt Schönes und Malerisches auf der Südseite von Madeira giebt, das findet sich zu einem wunderbaren Gesamtbilde vereint im Rahmen der Bai von Funchal, zwischen der Punta de Cruz und dem den Horizont abschließenden, zuckerhutförmigen Pico dos Romeiros im Westen, dem Monte Palheiro und Cabo Garajão im Osten.

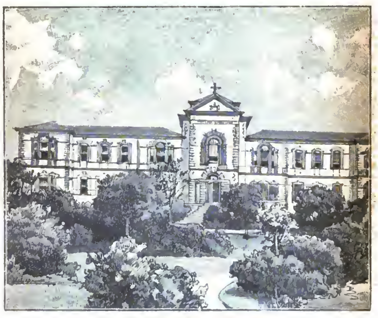
Die Lage der Hauptstadt Funchal ist gleich entzückend vom Palheiro oder von São Jorge aus gesehen; am fesselndsten aber erscheint das Bild vom Bord eines auf der Reede ankernden Schiffes aus betrachtet. Vor allem reizend ist der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Farbenkontraste von Fels, Vegetation, Häusern und Wasser unter dem azurnen Himmel, der sich über dieser großartigen Scenerie wölbt. Im westlichen Abschnitte der Bucht ragen zwei Felsen aus dem Meere: der Ilheo und der Potinha, die von gleichnamigen Forts gekrönt sind. Außerdem sind noch zwei andere Forts vorhanden.

Die Stadt Funchal selbst mit ihren 20,000 Einwohnern macht einen ganz europäischen Eindruck, und ihre Häuser und Straßen unterscheiden sich nicht wesentlich von denen Lissabons. Die Bai, an der es liegt, ist den Südwinden völlig preisgegeben; sie bietet nur schlechten Ankergrund und hat eine starke Brandung, die bei dem Mangel eines Hafendammes das Landen sehr erschwert. Die Häuser der



São Jorge bei Funchal.

Stadt sind durchweg hell angestrichen und haben grüne Fensterläden und Balkone; über die sanftgeneigten Dächer ragt meist noch ein Turmgeschoß als Auslugwarte empor. Zwischen ihnen gewahrt man zahlreiche Kirchentürmchen und Kapellen, auch viele hübsche Landhäuser sind vorhanden, sogar ein eigenes, sehr elegantes Villenviertel, in dem

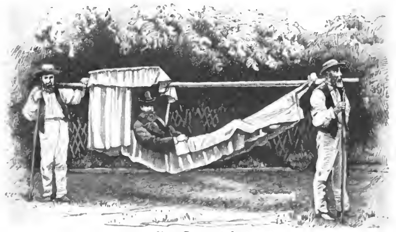


Das Hospital Donna Amelia

der schloßartige Bau des Hospitals Donna Amelia sich erhebt. Vom Strande steigt die Stadt terrassenförmig an den Berghängen aufwärts. Von der Höhe winkt die Kirche Nossa Senhora do Monte mit ihrem Doppelturm herab; noch höher bauen sich die Kämme und Gipfel der gegen Süden vortretenden Gebirgsgruppen auf, bedeckt von Kieferwaldungen und Wiesenmatten.

Zuckerrohrplantagen erheben sich über der Stadt in geradlinigen Terrassen, und ihr helles, grelles Halbgrün bildet

einen auffallenden Gegensatz zu dem dunklen Farbenton der Mandelwälder und dem matten Graugrün der hohen Bergwiesen, die an Scenerien unserer heimischen Alpengegenden erinnern. Findet man doch jenseits der Lorbeergehölze, die hier im Süden der Insel sich als Reste des ehemaligen Waldreichtums noch um die Gipfel der Berge winden, auch unsere Erika und Heidelbeere wieder, freilich nicht so winzig wie daheim, sondern in Form üppiger Sträucher.



Im Hammack.

Funchal, auch der Haupthandelsplatz der Insel, ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs, sowie eines deutschen Konsuls. In der Kirche des ehemaligen Franziskanerklosters ist die sogenannte Schädelkapelle mit gegen 3000 in den Wänden eingemauerten Schädeln merkwürdig; sonstige Sehenswürdigkeiten und Kunstschätze im festländischen Stile giebt es hier nicht. Die Fremden, welche Funchal als Gesundheitsstation aufsuchen und länger dort verweilen, und deren Verpflegung die Hauptbeschäftigung der Einwohner bildet, müssen sich mit den Gemälden begnügen, bei denen die Natur den Pinsel führt und die freilich eine unbeschreiblich herrliche Bildergalerie darstellen.

Am auffallendsten für den Fremden ist das Verkehrswesen, das in der Stadt wie auch im Innern bei den starken Steigungen der meisten Straßen und Wege vorwiegend von Schlitten besorgt wird. Man kann allerdings Reitpferde benutzen oder sich in einem von zwei kräftigen Trägern fortbewegten Rede oder Hammack (Hängematte) transportieren lassen. Das gebräuchlichste landesübliche Vehikel für Personen wie für Lasten aber bildet der Carro. Es sind das starkgebaute Schleifen oder Schlitten, die von Ochsen



Madeirensisches Lastfuhrwerk.

über das glattgeriebene Pflaster fortgezogen werden, allerdings langsam und holperig genug.

Die Bevölkerung der Stadt wie der Insel überhaupt ist portugiesischer Abkunft, jedoch in den unteren Schichten stark mit Mauren- und Negerblut gemischt. Nach der letzten Zählung hatte Madeira 134,011 Einwohner, d. i. 164 Köpfe auf ein Quadratkilometer. Trotz der starken Kindersterblichkeit vermehrt sich die Bevölkerung fortwährend und sieht sich, da das Eiland wenig Hilfsquellen bietet, teilweise zur Auswanderung gezwungen. Diese richtet sich neuerdings hauptsächlich nach Brasilien und den La Plata-Staaten; die

portugiesische Regierung thut allzu wenig, um der großen Armut der Bevölkerung zu steuern und die Zustände auf der Insel zu heben, was sich auch in der Abnahme der nach Madeira kommenden Kranken zeigt.

Von der früheren eigenartigen Nationaltracht der In=



Madeirensische Bäuerin.

sulaner ist wenig mehr zu sehen; auch die von Männern wie Frauen getragene Carapuça, ein Käppchen aus blauem Tuch mit langer Spitze, verschwindet mehr und mehr. Höchstens bei den Bäuerinnen aus dem Innern der Insel, die nach Funchal zum Markte kommen, kann man diese originelle Kopfbedeckung noch sehen.

Die Hauptstadt wird von den drei tief in den vulka=


Der Wasserfall im kleinen Curral.

nischen Tuff eingeschnittenen Wildbächen S. João, S. Lucia und J. Gomez durchflossen, die im Sommer freilich oft genug gänzlich austrocknen. Für den Wasserbedarf ist aber durch mehrere Levadas oder Aquädukte gesorgt, die ihn aus dem Innern herbeischaffen, und deren Mauerwerk man als hellweiße, schmale, weitgeschwungene Zickzacklinien aus dem üppigen Grün des Zuckerrohrs und der Rebe herausleuchten sieht.

Das Zuckerrohr, das 1452 aus Sizilien eingeführt wurde, war lange die Hauptkultur der Insel und lieferte



Die „Cara“ im kleinen Curral.

große Erträge, bis man sie des amerikanischen Wettbewerbes halber beträchtlich einschränkte und sich dann vorwiegend dem Anbau der Reben zuwandte. Man kelterte in den günstigsten Jahren bis 120,000 Hektoliter Wein, der seinen ausgezeichneten Wohlgeschmack sowohl dem äußerst günstigen Klima und dem vulkanischen Basaltboden der Weinberge, wie auch der besonderen Behandlungsweise bei der Lagerung verdankt. Der Madeirawein ist ein mit Recht gerühmter und hoch bezahlter Trank; er wirkt bei Schwächezuständen entschieden kräftigend auf den Organismus und wird als sogenannter Frühstückswein und als Vorwein (nach der Suppe), seltener als Dessertwein genossen.

Der Weinbau brachte den Insulanern reiche Einnahmen, da erschien mit einemmal 1852 die Traubenkrankheit (Oïdium) auf der Insel und richtete die ganze Weinkultur zu Grunde. Von neuem bepflanzt, erholten die Weinberge sich wieder, aber auch diese neuen, mit großen Opfern hergestellten Kulturen fielen 1873 der Reblaus zum Opfer, und nun wurde ein großer Teil des mit Reben bestanden gewesenen Geländes mit Zuckerrohr bepflanzt. Allmählich wurden dann die Weinberge abermals neu angelegt, mit amerikanischen Stecklingen und inländischen Pfropfreisern, und nachdem die Weinerzeugung jahrelang beinahe auf Null gesunken war, ist sie gegenwärtig wieder auf etwa 20,000 Hektoliter im Jahre gestiegen. Die Flüssigkeitsmenge, welche aber in den verschiedenen Ländern Europas und in Amerika als sogenannter „Madeira“ verkauft wird, ist ganz bedeutend höher. Kein anderer Wein wird so viel gefälscht oder nachgemacht; man ersetzt ihn durch die verschnittenen Weine der südkanarischen Inseln, der Azoren, des Kaplandes und Spaniens und treibt vielfach eine noch verwerflichere Pantscherei, indem man besonders alte Weißweine, auch Obstwein, mit Nußschalenextrakt, Honig u. s. w. auf sogenannten Madeira „verarbeitet“



Das Thal des Ribeiro Soccoridos.

Der größte Teil der Weinberge auf Madeira erzeugt kleinbeerige helle Trauben; Rotwein wird nur sehr wenig gewonnen. Man zieht die Reben an hölzernem Gitterwerk in die Höhe und kann mit der Lese bereits Ende August beginnen. Die besten Sorten erzeugt der Süden des Eilandes; sie kommen aus der Gegend von Funchal, Coma do Lobos, Campanario u. s. w., während der Norden und die Nachbarinsel Porto Santo geringere Qualitäten erzeugen. Die Hauptmasse des gekelterten Weines ist der Verdelho oder einfach Madeira, während besondere Traubensorten die als Malvazia (englisch: Malmsey), Boal und Sercial bezeichneten und besonders geschätzten Marken liefern. Malvazia und Boal sind ungemein volle, würzige und weiche Weine, meist süßlich; der Sercial ist ein ganz „trockener", hellgelber und etwas an den Rheinwein erinnernder, bouquetreicher Wein.

Man preßt die Trauben auf Madeira in der gewöhnlichen Grünreife; der Most wird ganz vergoren, so daß aller Madeira ursprünglich „trocken" ist. Läßt man ihn in der Weise in den Magazinen liegen und altern, so wird er Canterio- (das heißt Lager-)Wein genannt. Um ihn rascher altern zu lassen und zu veredeln, ließ man ihn früher weite Seereisen nach heißen Ländern machen, während man die Weine gegenwärtig meist in mit Glasdächern versehenen Magazinen ein Jahr lang an der Sonnenwärme liegen und sich entwickeln oder sie in geheizten Räumen (bei 40 bis 60 Grad Celsius) je nach ihrer Qualität drei bis sechs Monate lagern läßt.

Zum Schluß laden wir den Leser noch ein, uns im Geiste auf einigen Ausflügen von Funchal in das Innere der Insel zu begleiten, dem die mächtigen, tiefeingesenkten Kesselthäler (Curraes) im Wechsel mit Hochflächen und tief ausgehöhlten Flußthälern einen überaus malerischen Anblick verleihen.

Zu den schönsten Partien gehört der kleine Curral oder Curralhino am Fuße des Pico d'Infante mit seinem Wasserfall. Die zerklüfteten Lavahänge sind mit dichtem Lorbeergebüsch, Ginsterstauden, Myrten bedeckt, mit denen baumartig entwickelte Erika und die strauchartigen madeirensischen Heidelbeeren, dunkelrote Oxalis, Heliotrope, Hortensien und andere farbenprächtige Gewächse abwechseln. Aus den thonigen Tuffschichten sprudelt das köstlichste Naß hervor, in prächtigen Kaskaden thalwärts stürzend, wo es in Reservoirs aufgefangen und in die Levadas geleitet wird. Der Kamm des im Hintergrunde des kleinen Currals aufragenden Berges gleicht dem Profil eines Menschenantlitzes; deswegen heißt er im Volksmunde die „Cara" (Gesicht).

Noch imposanter und von wilderhabener Schönheit ist der große Curral das Freiras, wenige Stunden nordwestlich von Funchal, dessen rückwärtige Wand von den höchsten Erhebungen der Insel, dem Pico Ruivo, Pico Grande, den zinnen- und türmchengekrönten Torinhas u. s. w. gebildet wird. Die gegen 500 Meter hohen Steilwände dieser Felsenschlucht senken sich in das düstere Thal des Ribeiro Soccoridos hinab, der sich bei der alten Stadt Camara dos Lobos ins Meer ergießt.





Des Herzogs Werbung.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Mit dem raschen, energischen Federzuge, der dem hohen Herrn eigentümlich war, setzte der regierende Herzog nach kurzem Zaudern seinen Namen unter das Aktenstück. Dann gab er es lächelnd dem grauköpfigen Kabinettsrat, der in ehrerbietiger Haltung zwei Schritte abseits von dem Arbeitstische stand, zurück.

„Auf Ihre Verantwortung also, lieber Rautenberg! — Da hätten Sie ja nun glücklich wieder einmal Ihren Willen gegen den meinigen durchgesetzt. Aber zum Lohn für meine Nachgiebigkeit darf ich doch wohl erwarten, daß Sie mir jetzt eine weniger grämliche Miene zeigen. Sie wissen, wie ungern ich verdrossene Gesichter um mich sehe."

Der Angeredete verbeugte sich tief. „Hoheit sind sehr gnädig, einen so unbedeutenden Gegenstand wie mein Gesicht Höchstihrer Beachtung zu würdigen, und ich bitte unterthänigst um Verzeihung, wenn es wider meinen Willen Eurer Hoheit Mißfallen erregte."

„Na, so ernsthaft war es natürlich nicht gemeint. Aber in den zehn Jahren, die wir jetzt zusammen arbeiten, habe ich wirklich gelernt, mich vor den ominösen Sorgen-

falten auf Ihrer Stirn zu fürchten, sie bedeuten immer, daß Sie noch irgend etwas recht Fatales in Bereitschaft haben. Oder können Sie leugnen, daß sich's auch heute so verhält?"

„Die Angelegenheiten, die ich der Entscheidung Eurer Hoheit zu unterbreiten hatte, sind erledigt. Ich habe nichts Dienstliches mehr in Bereitschaft, auf das die Vermutung meines gnädigsten Herrn zutreffen könnte."

„Nun, um so besser; aber den Glauben an meinen physiognomischen Scharfblick werden Sie mir damit nicht erschüttern. Wenn es keine dienstlichen Sorgen sind, die Ihnen auf dem Herzen liegen, so sind es eben außerdienstliche. Und ich denke, daß es Ihr Wunsch ist, sie mir anzuvertrauen — nicht wahr?"

„Es hieße die Langmut Eurer Hoheit mißbrauchen, wenn ich mir herausnähme —"

Der Herzog unterbrach ihn durch eine freundlich abwehrende Handbewegung. „Lassen Sie doch die Vorreden, lieber Rautenberg! Ohne Umschweife, wenn ich bitten darf! — Machen Ihnen meine Finanzen wieder einmal zu schaffen?"

„Gewiß nicht, Hoheit! Der Kummer, den ich trotz allen Bemühens nur so schlecht zu verbergen verstand, ist rein privater Natur, und wie dürfte ich wagen, die Teilnahme meines Herrn für eine persönliche Angelegenheit —"

„Handelt es sich um Ihre Person? Ja, was ist Ihnen denn widerfahren? Ein Mann, der in so beneidenswerten Umständen lebt, wie Sie — der glücklichste Gatte und Vater —"

Der Kabinettsrat ließ den Kopf noch um ein paar Zoll tiefer sinken. „Ich — war es, Hoheit, aber in diesem Augenblick bin ich es nicht mehr."

„Wie? Sie sind es nicht mehr? Was soll denn das heißen? Hat der junge Herr Lieutenant etwa dumme

Streiche gemacht — Spielschulden — Wechsel oder dergleichen? Soll ich ihm mal ins Gewissen reden? Denn es wird doch hoffentlich nichts sein, das gleich Kopf und Kragen kosten müßte."

Herr v. Rautenberg machte eine wehmütig verneinende Geste. „Ich habe niemals etwas von derartigen Unregelmäßigkeiten in der Lebensführung meines Sohnes vernommen, Hoheit! Aber ich wünschte fürwahr, daß es solche Verirrungen wären, die ich an ihm zu beklagen hätte."

„Nun, was in aller Welt kann er denn sonst angestellt haben? Es würde mir leid thun, wenn ich meine bisherige günstige Meinung von dem jungen Herrn zu seinem Nachteil ändern müßte."

„Er ist in die Schlingen einer abgefeimten Kokette geraten, Hoheit — einer Person, die in jeder Hinsicht tief unter ihm steht. Und er benimmt sich, als ob er den Verstand verloren hätte. Ich habe kaum noch eine Hoffnung, ihn aus seinen unwürdigen Fesseln befreit zu sehen. Seit gestern bin ich vielmehr auf das Allerschlimmste gefaßt."

Das feine Lächeln, das um die Mundwinkel des Herzogs spielte, bewies, wie wenig tragisch er vorläufig noch diesen väterlichen Stoßseufzer nahm. „Eine Frauenzimmergeschichte also? Na, er hat sich doch hoffentlich noch nicht heimlich trauen lassen?"

Voll Entsetzen erhob der Kabinettsrat beide Hände. „Da sei Gott vor, Hoheit! Nein, so weit hat er seine persönliche Würde und die Ehre seines alten, makellosen Namens bisher noch nicht vergessen. Aber wenn es nicht binnen kurzem gelingt, ihn von dieser Person loszumachen, wird er allerdings meiner festen Ueberzeugung nach eher den Abschied nehmen und die heiligsten Bande der Familie zerreißen, als daß er sich verbieten ließe, die gewissenlose Komödiantin zu seinem Weibe zu machen."

„Nun, nun — es wird doch wohl Mittel geben, das zu verhindern. — Eine Komödiantin — sagen Sie? — Am Ende gar von meinem Hoftheater?“

„Die Sängerin Elfriede Nordeck, Hoheit — eine junge Dame, die allem Anschein nach nicht ihm allein, sondern jedermann, der in ihre Nähe kommt, den Kopf verdreht. Ich fürchte, sie wird hier durch ihre verderblichen Künste noch gar manches Unheil stiften.“

„Eine geradezu gemeingefährliche Person also? Aber was kann ich dabei thun? Soll ich sie etwa aus meiner Residenz verbannen?“

Der Kabinettsrat neigte sich abermals sehr tief. „Ich hätte nicht den Mut gehabt, Hoheit, eine solche Bitte auszusprechen. Aber ich verhehle nicht, daß ich keine Hoffnung mehr habe, meinen unglücklichen, verblendeten Sohn seiner Familie und dem Dienst des Vaterlandes zu erhalten, wenn diese verführerische Gauklerin Gelegenheit findet, ihn mit ihren Teufeleien noch fester zu umgarnen.“

„Hm! Sie nehmen die Sache ja schrecklich ernsthaft. Ich liebe es, offen gestanden, nicht, mich in solche Affairen einzumischen, und wenn ich es diesmal dennoch thäte, so geschähe es eben lediglich Ihretwegen. Ich kenne die Nordeck nicht, denn Sie wissen, daß ich seit dem Tode meiner Tochter, also seit beinahe zwei Jahren, das Theater nicht mehr besucht habe. Aber ich erinnere mich, aus dem Munde meines Intendanten von ihr gehört zu haben. Sie soll eine unserer talentvollsten und beliebtesten Künstlerinnen sein. Unter solchen Umständen wird es mir nicht ganz leicht fallen, ihr einfach den Stuhl vor die Thür zu setzen. Wahrscheinlich ist sie noch auf mehrere Jahre hinaus engagiert, und Lychen wird mir überdies heftige Opposition machen, wenn ich ihm zumute, eines seiner brauchbarsten Bühnenmitglieder zu entlassen. Sollte es nicht

genügen, daß ich mir den jungen Brausekopf kommen lasse und ein ernstes Wort mit ihm rede?"

„Hoheit erdrücken mich durch so viel gnädige Teilnahme für meinen häuslichen Kummer. Hätte der verderbliche Einfluß dieser Zauberin meinen Sohn nicht bereits um alle Vernunft gebracht, so müßte ein mahnendes oder befehlendes Wort seines höchsten Herrn allerdings hinreichen, ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen. Aber der starrsinnige Trotz, den er meinen Vorhaltungen entgegengesetzt hat, läßt mich fürchten, daß er in seiner gegenwärtigen Gemütsverfassung nicht im stande sein würde, die Huld Eurer Hoheit in ihrem ganzen unschätzbaren Werte zu ermessen und sich durch gehorsame Unterwerfung ihrer würdig zu erweisen."

„Nun, es muß ja in der That ein außerordentliches Geschöpf sein, das solche Leidenschaft einzuflößen vermag. Aber Sie hatten recht, lieber Rautenberg, sich in Ihrer väterlichen Bedrängnis an mich zu wenden. Ich werde einem treuen Diener meinen Beistand nicht versagen, und der Friede Ihres Hauses soll, soweit ich es hindern kann, nicht durch eine leichtherzige Dame vom Theater gestört werden. Ich will in diesen Tagen mit dem Baron v. Lychen wegen einer sofortigen Beurlaubung oder Entlassung der Nordeck Rücksprache nehmen."

„Hoheit geben mir das Leben wieder, und bis an das Ende meiner Tage —"

„Keine voreiligen Danksagungen, mein Lieber! Ich bin nicht allmächtig, und erst wollen wir den Erfolg abwarten, ehe wir uns dazu beglückwünschen. Aber da fällt mir ein, daß wir ja morgen Hofkonzert haben sollen, und daß mir Lychen gestern das Programm zur Genehmigung hat unterbreiten lassen. Ich bin bis jetzt nicht dazu gekommen, es anzusehen, aber es muß noch hier auf meinem Schreibtisch liegen. Vielleicht ist auch die Nordeck unter

den Mitwirkenden und ich kann mir die gefährliche Person wenigstens einmal in der Nähe betrachten."

Der Herzog suchte unter seinen Papieren, und schnell hatte er den von wohlgeschulter Kanzlistenhand hergestellten Programmentwurf gefunden.

„Richtig! Da steht sie mit einigen Liedern von Chopin und Schubert. Ich würde unter anderen Umständen gerade diese Nummern wahrscheinlich gestrichen haben; jetzt aber werden sie bleiben. Die schöne Circe — denn schön wird sie doch wohl sein! — soll hier im Schlosse singen, und ich bin begierig, zu erproben, ob ihre Sirenenstimme wirklich etwas so unwiderstehlich Verführerisches hat."

Aus dem Mienenspiel des Kabinettsrats ließ sich nicht entnehmen, ob er auch mit diesem letzten Entschlusse seines hohen Herrn völlig einverstanden sei. Nachdem er etwa eine Minute lang vergebens auf weitere Aeußerungen des Herzogs geharrt hatte, erkundigte er sich ehrfurchtsvoll, ob Seine Hoheit noch Befehle für ihn habe, und zog sich auf die gnädige Verneinung seiner Frage unter tiefen Verbeugungen zurück.

Im Vorgemach begegnete er dem Hofmarschall Grafen Lindheim, einem stattlichen, etwas feisten Herrn mit kleinen, listig blickenden Augen. Wie alte Freunde drückten sie sich die Hände.

„Guten Morgen, Excellenz! — Wie steht's denn drinnen? — Hoheit bei guter Laune?"

„Bei der allerbesten, lieber Graf! Wenn Sie irgend ein Anliegen haben, konnten Sie keinen günstigeren Augenblick wählen, als diesen."

„Das höre ich gern. Hoheit sind so leicht verstimmt, wenn sie mit Kleinigkeiten behelligt werden. Aber, lieber Gott, in meiner Stellung bin ich nun einmal oft genug dazu gezwungen. Uebrigens — wenn es erlaubt ist, zu fragen: Haben Excellenz schon Gelegenheit gefunden, wegen der kleinen Nordeck mit Hoheit —"

„Pst — nicht so laut — die Herren im Ordonnanzzimmer brauchen nichts davon zu hören. Im strengsten Vertrauen, lieber Graf: die Person wird in den nächsten Tagen ihre Entlassung aus dem Verbande des Hoftheaters erhalten."

Der Hofmarschall zeigte sich sehr erstaunt. „Ist es möglich? Und Lychen hat seine Einwilligung dazu gegeben?"

Herr v. Rautenberg machte eine etwas geringschätzige Geste. „Der Herzog pflegt seine Entschlüsse nicht von der Einwilligung irgend jemandes abhängig zu machen. Ich habe sein fürstliches Wort, und der Herr Intendant wird sich eben einfach in den Willen Seiner Hoheit zu fügen haben."

„Freilich — wenn es bereits beschlossene Sache ist. Aber haben Excellenz auch an die Möglichkeit gedacht, daß die Nordeck trotzdem hier in der Residenz bleiben könnte? Sie hat noch auf drei Jahre Kontrakt, und man wird ihr jedenfalls eine recht beträchtliche Abfindungssumme bewilligen müssen. Wenn sie es sich nun einfallen ließe, dies leicht erworbene Geld hier oder doch irgendwo in der Nähe zu verzehren?"

„Man wird das zu verhindern wissen," erwiderte der Kabinettsrat mit der nachdrücklichsten Bestimmtheit eines seiner Macht bewußten Mannes. „Ist nur der Vertrag erst gelöst, werde ich schon für das weitere sorgen. Wir haben glücklicherweise gesetzliche Mittel, uns zweideutige Individuen vom Halse zu schaffen."

„Natürlich — natürlich! Daran hatte ich nicht gleich gedacht," stimmte der Hofmarschall verbindlich zu. „Und ich gratuliere zu der glücklichen Lösung dieser dummen Geschichte. — Sie wird übrigens Augen machen, die kleine Nordeck! Und auf die langen Gesichter ihrer zahlreichen Verehrer freue ich mich schon jetzt. Das ist doch endlich

mal ein kleines Ereignis in unserem jetzt so eintönigen Hofleben. — Na, ich muß hinein, Hoheit Vortrag zu halten. Empfehle mich gehorsamst, Excellenz!"

Sie gingen nach verschiedenen Seiten auseinander.

Der Hofmarschall aber ergänzte seine letzten Worte in der Stille des Herzens durch den minder freundlichen Nachsatz: „Das arme Mädchen! Es ist ein Skandal, daß er nachgerade alles bei dem Herzoge durchsetzen kann, der verwünschte alte Schleicher."

2.

Das Boudoir der Sängerin Elfriede Norbeck war weder mit süßen, berauschenden Wohlgerüchen parfümiert, noch gab es darin samtene Vorhänge, kostbare Teppiche oder schwellende Seidenpolster. Es war nichts als ein einfaches, freundlich ausgestattetes Wohnzimmer mit einem hübschen Klavier, einem wohlgefüllten Bücherschränkchen und einem liebevoll gepflegten Blumentisch zwischen den beiden Fenstern.

Und die Künstlerin selbst, von der Herr v. Rautenberg im Kabinett des Herzogs behauptet hatte, daß sie aller Welt den Kopf verdrehe, ließ — an diesem Vormittag wenigstens — sowohl in ihrer Kleidung, wie in ihrem Gebaren alles vermissen, was man sonst wohl als berechnete Koketterie zu bezeichnen pflegt. Denn an dem bezaubernden Liebreiz ihres feinen, jugendfrischen Gesichtchens war sie ja sicherlich ebenso unschuldig, als daran, daß ihre jungfräulich schlanke Gestalt auch in dem schlichten dunklen Hauskleide von bestechender Schönheit und natürlicher Vornehmheit war.

Sie war nicht allein, und der stattliche junge Offizier in der Uniform des herzoglichen Leibregiments, den die Zofe vor einigen Minuten in das Empfangszimmer hatte eintreten lassen, schien nicht gekommen, um sich lediglich

nach dem Befinden der Sängerin zu erkundigen oder um irgend ein gleichgültiges Gespräch mit ihr zu führen. Er war offenbar sehr erregt, sein Atem ging schnell, und aus dem hübschen, sonnengebräunten Gesicht sprühten zwei dunkle Augen in mühsam niedergehaltenem, leidenschaftlichem Feuer.

„Und das sollte alles sein, was Sie mir auf meinen Brief zu erwidern wissen?“ fragte er in einem Tone schmerzlichster Enttäuschung. „Sie sehen, daß meine ganze Zukunft, daß mein Leben an Ihrer Entscheidung hängt, und Sie bieten mir nichts als eine leere, nichtssagende Phrase.“

Elfriede Nordeck hatte vor seinem heißen Blick die Augen niedergeschlagen, und zögernd, gleichsam widerstrebend, kam es von ihren Lippen: „Ich denke doch, daß es mehr als eine nichtssagende Phrase ist, Herr v. Rautenberg, wenn ich Sie bitte, uns auch künftig gute Kameraden bleiben zu lassen. Sie hätten mich nicht erst in die peinliche Notwendigkeit versetzen sollen, Sie an unsere Verabredung zu erinnern.“

„Ah, unsere Verabredung!“ fiel er ihr ungestüm ins Wort. „Freilich, ich habe sie nicht vergessen. Sie erteilten mir auf mein inständiges Bitten die Erlaubnis, gelegentlich mit Ihnen zu musizieren, doch nur unter dem Vorbehalt, daß dabei zwischen uns wirklich von nichts anderem die Rede sein dürfe, als von der Musik, und daß überdies Ihre Gesellschafterin stets während unserer Uebungen zugegen bleibe. Ich habe mich diesen Bedingungen gefügt, wie ich unbedenklich in alles eingewilligt hätte, um nur wenigstens hie und da auf eine kurze Stunde Ihrer beglückenden Nähe teilhaftig zu werden. Daß es aber im Grunde etwas geradezu Unnatürliches war, was Sie sich und mir damit zugemutet hatten, das haben Sie selbst ohne Zweifel schon längst ebenso deutlich empfunden, wie ich.“

„Ich wüßte doch nicht, Herr Lieutenant —"

„O, warum wollen Sie jetzt verleugnen, was für mich seit Wochen eine Quelle unbeschreiblicher Seligkeiten gewesen ist? Wir sind ja unserem Programm mit rührender Gewissenhaftigkeit treu geblieben; wir haben kaum je von etwas anderem gesprochen, als von der göttlichen Musik, und Ihre pflichtgetreue Gesellschafterin hat uns bis zu dieser Stunde keine einzige Minute ungestörten Alleinseins vergönnt. Aber es giebt zwischen Menschen, die sich lieb haben, glücklicherweise auch andere Verständigungsmittel, als das gesprochene Wort, und man kann sich, wenn man nur will, ungefährdet die süßesten Geheimnisse anvertrauen, ob man auch ringsum von Lauschern und Spähern beobachtet würde. Soll ich jetzt erfahren, daß es nur vermessene Täuschung gewesen sei, als ich geglaubt, auch wir hätten uns allerlei wonnige Geheimnisse vertraut, während wir für die Zuhörerin einzig in Wagner und Beethoven zu schwelgen schienen?"

„Ihre Vermutungen sind sehr kühn, Herr v. Rautenberg! Vielleicht verstehe ich mich auf die von Ihnen erwähnte Sprache in der That viel schlechter, als Sie annehmen."

Seine feurigen Augen richteten sich auf ihr Gesicht, als ob sie bis in den Grund ihrer Seele hinabdringen wollten. „Wenn ich es für möglich hielte, daß Ihre Worte ernsthaft gemeint seien — wissen Sie, was ich dann von Ihnen glauben müßte, Elfriede?"

„Nach dem Ton Ihrer Frage zu urteilen, muß es wohl etwas gar Schreckliches sein," sagte sie mit einem etwas gezwungenen Versuch, das Gespräch ins Scherzhafte zu wenden.

Aber das Gesicht des jungen Offiziers wurde nur noch ernster, während er erwiderte: „Ja, etwas Schreckliches — etwas, das bei Gott niemand von Ihnen sagen sollte,

ohne mir mit seinem Leben dafür einzustehen. Ich müßte glauben, daß Sie aus bloßer — Koketterie ein herzloses Spiel mit mir getrieben hätten — daß ich Ihnen gerade gut genug gewesen wäre zu einem flüchtigen Zeitvertreib oder zu einem Versuchsobjekt für verwerfliche Künste!"

Eine rosige Blutwelle flutete bis in die weiße Stirn hinauf über das Antlitz der Sängerin. „Herr Lieutenant, ich muß dringend bitten —"

„Nein, nein, mißverstehen Sie mich nicht! Gerade weil ich mich tausendmal eher von dem bevorstehenden Einsturz des Himmels überzeugen lassen würde — gerade deshalb lasse ich mich jetzt nicht mit der Erklärung abweisen, daß Sie mir nichts als eine Freundschaft zu gewähren vermöchten. Ich weiß, daß Ihre Augen nicht lügen können, und darum erlaube ich Ihnen jetzt auch nicht, sie Lügen zu strafen. Es mag ja sein, daß Sie irgend einen Grund haben, mir Ihre Hand zu verweigern; die holden Verheißungen dieser letzten Wochen aber geben mir ein Recht, ihn in voller Wahrhaftigkeit kennen zu lernen und alle Ausflüchte zurückzuweisen."

„Sie sind ein energischer Freier, Herr v. Rautenberg! Man merkt es leicht, daß Sie des Befehlens besser gewöhnt sind, als des Bittens."

„Niemals — Sie wissen es, Elfriede — niemals würde mir's in den Sinn kommen, Ihnen gegenüber den Gebieter herauszukehren. Hier aber handelt es sich um das Glück meines Lebens, und ich müßte ein elender Schwächling sein, wenn ich ohne Kampf darauf verzichten wollte, es mir zu erringen."

„Das Glück Ihres Lebens!" wiederholte die Künstlerin, und es war ein merkwürdiger Anflug von Bitterkeit in ihren Worten. „Selbst wenn ich zu Ihrer Ehre annehmen will, daß dies im Augenblick Ihre wirkliche Ueberzeugung ist — wie bald werden Sie zu der Er-

kenntnis gekommen sein, daß das Glück Ihres Lebens in ganz anderen Errungenschaften besteht, als in meinem Besitz!"

„Was giebt Ihnen ein Recht, so klein von mir zu denken? Haben Sie mich jemals bei einer Unwahrhaftigkeit oder bei einem Beweise unwürdigen Wankelmutes ertappt?"

„Nein — und meine Aeußerung sollte wahrlich keinen Vorwurf für Sie bedeuten. Aber es ist notwendig, daß wenigstens eines von uns beiden sich seine ruhige Ueberlegung bewahrt. Sagen Sie mir doch ganz offen, Herr v. Rautenberg, wie Sie sich die weitere Entwickelung der Dinge vorgestellt hatten für den Fall, daß meine Antwort auf Ihren Antrag eine zustimmende gewesen wäre."

Jetzt sahen auch ihre schönen, klaren Augen ihm fest ins Gesicht. Und es konnte ihrem forschenden Blick kaum entgehen, daß sich hinter der gekränkten Miene des Lieutenants nur notdürftig eine gewisse Verlegenheit verbarg.

„Eine seltsame Frage — in der That! Ich denke, die Entwickelung der Dinge ist in solchem Fall immer dieselbe. Mit dem Augenblick, da Sie mir Ihr Jawort geben, sind Sie natürlich meine Braut, und nur von Ihnen wird alsdann noch die Bestimmung des Zeitpunktes abhängen, an dem Sie meine Gattin sein werden."

„Wirklich? Nur an mir? Und das ist Ihre ehrliche Meinung?"

„Ich verstehe Sie nicht, Elfriede! Warum kränken Sie mich, indem Sie an meiner Aufrichtigkeit zweifeln?"

„Ich will Sie nicht kränken; aber Sie wissen es selbst, daß Sie in diesem Moment nicht aufrichtig gegen mich sind. Oder gehört es in diesem Herzogtum zu den alltäglichen und selbstverständlichen Dingen, daß die Offiziere des erlesensten Regiments und die Söhne der ersten Staatsbeamten sich mit Damen vom Theater verheiraten?"

„Darauf also soll es hinaus? O, Sie sind grausam, Elfriede! Weshalb müssen wir von Hindernissen und Schwierigkeiten reden, die für mich in Wahrheit gar keine sind? Kann es Ihnen nicht genug sein, wenn ich mir die Kraft zutraue, sie aus dem Wege zu räumen?"

„Nein. Denn ich bin so unerfahren nicht mehr, daß ich Ihre leichtherzige Zuversicht teilen könnte. Ich weiß, daß Sie ebensowenig die Einwilligung Ihres Vaters wie den Heiratskonsens von Ihrer vorgesetzten Militärbehörde erhalten würden."

„Und woher können Sie das wissen? Wer hat Sie darüber belehrt?"

„Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich einige Erfahrungen besitze. Mögen sie auch an einem anderen Orte gesammelt worden sein — die Pariastellung, die eine Bühnenkünstlerin in der Gesellschaft einnimmt, ist doch wohl überall dieselbe."

„Und wenn es tausendmal so wäre, was kümmert es mich! Mit dem Tage, an dem ich unser Verlöbnis bekannt mache, sind Sie für die Welt nicht mehr die Bühnenkünstlerin, sondern meine Braut, und den möchte ich sehen, der sich dann noch herausnehmen wollte, anders als mit unbegrenzter Hochachtung von Ihnen zu reden!"

Mit einer unnachahmlich stolzen Bewegung erhob die Sängerin den feinen Kopf. „Das heißt mit anderen Worten: Sie selbst haben die Empfindung, mich, die tief unter Ihnen Stehende, großmütig zu sich emporzuheben. Ich begreife diese Auffassung vollkommen, denn es ist die, in der Sie erzogen worden sind, und Sie können den Umständen nach kaum eine andere haben. Aber Sie müssen sich schon mit der Thatsache abfinden, Herr v. Rautenberg, daß es die meinige nicht ist."

Die zuversichtliche Haltung des jungen Offiziers geriet unverkennbar immer mehr ins Wanken.

„Sie mißverstehen mich, Elfriede — Sie geben meinen Worten einen Sinn, den sie selbstverständlich nicht haben sollten. Ich hege von Ihrem künstlerischen Beruf gewiß die allerhöchste Meinung, und ich zweifle gar nicht, daß Sie in mancher Hinsicht sogar ein Opfer bringen, indem Sie sich entschließen, meine Gattin zu werden. Sie selbst haben das Gespenst jener engherzigen Vorurteile heraufbeschworen, die in meinen Kreisen in Bezug auf Ihren Stand ja allerdings — Gott sei es geklagt! — noch immer vorhanden sind. Und nur, um Sie darüber zu beruhigen —"

Mit einem Kopfschütteln fiel sie ihm in die Rede. „Nicht um eine Beruhigung ist mir's zu thun. Daß Sie Ihre Braut nicht beschimpfen lassen dürften, wäre ja nur selbstverständlich. Aber ich werde mich niemals dazu verstehen, einen Platz einzunehmen, auf dem ich nur aus Rücksicht auf meinen Gatten mit geheimem Widerwillen geduldet würde. Ich bin es gewohnt, auf eigenen Füßen zu stehen und im Bewußtsein meiner Unabhängigkeit die Meinung der Welt zu verachten. Weshalb sollte ich diese angenehme Situation mit einer Rolle vertauschen, die ich nur um den Preis meiner köstlichsten Besitztümer — meiner Freiheit und meiner Selbstachtung — übernehmen könnte?"

Der Lieutenant zerrte an seinem Schnurrbart. Die Farbe kam und ging in raschem Wechsel auf seinem hübschen Gesicht. „Sie selbst wissen es wohl kaum, Elfriede, wie grausam Ihre Worte sind. Sie mögen ja ein Recht haben, die unglückseligen Vorurteile meiner Standesgenossen als eine Kränkung zu empfinden, womit aber habe ich, der Unschuldige, es verdient, dafür zu büßen? — Sagen Sie mir, was ich thun kann, um Sie zu gewinnen, ohne daß Sie einen Verlust an Ihrer Selbstachtung erleiden müßten — und, bei meiner Ehre, ich will Ihnen beweisen, daß meine Liebe stark genug ist, es zu vollbringen."

Ein Schatten flog über das schöne Antlitz der Sängerin, als sie mit einer verneinenden Gebärde erwiderte: „Ich wüßte wahrlich nicht, Herr v. Rautenberg, worin die Probe bestehen sollte, zu der Sie sich da erbieten. Wir müssen uns eben beide mit der Erkenntnis abfinden, daß es zwischen uns eine trennende Kluft giebt, die nichts zu überbrücken vermag, auch nicht unsere —“

„Warum vollenden Sie nicht?“ fragte er stürmisch, und wie neu belebte Hoffnung leuchtete es in seinen Zügen auf. „Auch nicht unsere Liebe — das war es doch, was Sie sagen wollten? Mein Glaube an Sie hat mich also nicht betrogen, und Sie lieben mich, wie ich Sie liebe, Elfriede! Versuchen Sie nur, es abzuleugnen! Jetzt würde es Ihnen nichts mehr helfen.“

Sie wandte sich ab, vielleicht weil sie fühlte, daß sie mit ihrer Kraft, sich zu beherrschen, fast zu Ende war. „Weshalb quälen Sie mich so?“ sagte sie leise. „Kann es nach dem, was ich Ihnen eben sagen mußte, denn überhaupt noch eine Bedeutung für Sie haben, ob ich Ihnen mehr als freundschaftliche Empfindungen entgegenbringe?“

„Ob es eine Bedeutung für mich hat?“ frohlockte er. „O, ich denke, Sie sollen bald genug erfahren, was es für mich bedeutet. Sie haben mir eine harte Lektion zu teil werden lassen, und in meinem ganzen Leben werde ich diese Stunde nicht vergessen. Aber Sie hatten recht — tausendmal recht, und ich bewundere Sie nur desto mehr um Ihres edlen Stolzes willen. Jetzt begehre ich nicht länger, daß Sie mir auf der Stelle Ihr Jawort geben, denn ich kann Ihnen auf Ihre Einwendungen heute noch nicht so antworten, wie Sie es verlangen dürfen. Bald aber, in wenig Tagen oder Wochen, werde ich dazu im stande sein, und dann — dann, meine geliebte, angebetete Elfriede, soll es Ihnen wahrhaftig nicht leicht werden, mich mit einem Korbe heimzuschicken.“

Ehe sie es hindern konnte, hatte er ihre Hand ergriffen und sie ungestüm an seine Lippen gepreßt. Wie helle Siegeszuversicht funkelte es in seinen lebhaften Augen.

Die Sängerin aber war über den raschen Wechsel in seiner Stimmung ersichtlich tief bestürzt. Als er sich zum Gehen wandte, suchte sie ihn mit einer geradezu angstvollen Gebärde zu halten. „Um Gottes willen, Herr v. Rautenberg, was haben Sie vor? Sie müssen meine Worte mißdeutet haben, und ich beschwöre Sie, unternehmen Sie nichts, was Sie und mich nur unglücklich machen würde!“

Aber er stand schon auf der Schwelle und kehrte nicht wieder ins Zimmer zurück. „Seien Sie deshalb ohne Sorge!“ rief er. „Ich muß ja am besten wissen, was mir der Preis wert ist, nach dem ich strebe. Auf Wiedersehen denn — auf glückliches, beglückendes Wiedersehen!“

Die Thür fiel hinter ihm zu, und sein fester, sporenklirrender Schritt verhallte im Vorgemach. Die Sängerin aber preßte die Hände gegen das stürmisch klopfende Herz, und wie ein Aufschrei der Verzweiflung kam es über ihre zuckenden Lippen: „Mein Gott, was habe ich gethan? Und ich hatte mir's doch so heilig gelobt, ihm nichts von meiner Liebe zu verraten!“

3.

Das Konzert, zu dem die ganze Hofgesellschaft geladen war, hatte begonnen. Nach altem Brauch fand es in einem der prächtigsten Räume des herzoglichen Schlosses, in dem sogenannten Marmorsaal, statt. Ein auserlesenes Publikum in goldstrotzenden Uniformen oder kostbarem, funkelndem Juwelenschmuck lauschte den Darbietungen der Künstler, die in der vorher bestimmten Reihenfolge auf dem kleinen, wenig erhöhten Podium an der einen Schmalseite des Saales erschienen.

Der Herzog, der es nicht liebte, lange Zeit auf demselben Fleck auszuharren, war auch heute seiner Gewohnheit treu geblieben und hatte den vergoldeten Lehnsessel verschmäht, der in der Mitte der ersten Stuhlreihe für ihn aufgestellt worden war. In bequemer Haltung lehnte er an dem Marmorkamin zur Rechten des Podiums, das Monocle im Auge und nicht gerade eifrig bemüht, die Langeweile zu verbergen, die derartige Veranstaltungen ihm stets zu verursachen pflegten. Mit seiner hohen, vornehmen Gestalt und dem feingeschnittenen, klugen Gesicht war er trotz des schon ergrauenden Bartes und der verräterischen Fältchen um Mund und Augen noch immer ein ungewöhnlich schöner Mann, dessen ritterliche Erscheinung auf ein weibliches Herz wohl auch dann hätte Eindruck machen können, wenn sie nicht von dem verklärenden Glanz einer Krone umgeben gewesen wäre. Es gab denn auch einem ziemlich verbürgten Gerücht zufolge unter den ledigen Damen des Hofes nur wenige, die nicht eine stille Schwärmerei für den regierenden Herrn gehegt hätten, und die Kälte, die der früh verwitwete Herzog im allgemeinen dem zarten Geschlecht gegenüber an den Tag legte, war gewiß schon die Ursache manches heimlichen Seufzers gewesen.

Auch heute hatte er für alle die mehr oder minder verführerischen Schönheiten seines Hofstaates nur dieselbe kühl herablassende Freundlichkeit gehabt, die ihm im Verkehr mit seiner Umgebung eigentümlich war, und sein Blick schweifte jetzt ebenso gleichgültig über die kunstvoll frisierten blonden und dunklen Köpfchen hinweg, wie über die kahlen Scheitel der mit feierlichen Mienen dasitzenden Würdenträger des Landes.

Den musikalischen Vorträgen hatte Seine Hoheit bisher vollends kein bemerkbares Interesse zugewendet. Er beschränkte sich darauf, den Künstler oder die Künstlerin,

deren Programmnummer eben an der Reihe war, beim Auftreten flüchtig zu mustern und nach Beendigung des Vortrages durch markiertes Händeklatschen das Zeichen zum Applaus zu geben, der jedem einzelnen genau in demselben wohlabgewogenen Maße zu teil wurde. Im übrigen bestätigte der Ausdruck seines fürstlichen Antlitzes vollkommen die Meinung derjenigen, die da behaupteten, Seine Hoheit habe niemals in einem besonders innigen Verhältnis zu der edlen Frau Musika gestanden.

Plötzlich aber ging in diesem bisher so gelangweilt dreinschauenden Antlitz eine auffällige Veränderung vor, und auch die lässig müde Haltung des Herzogs wurde mit einemmal viel elastischer und straffer. Er hatte das Monocle fallen lassen, wie immer, wenn irgend etwas wirklich seine Aufmerksamkeit erregte, und unverwandt hingen seine Augen an der jugendschlanken weiblichen Gestalt, die soeben aus der kleinen Seitenthür auf das Podium getreten war. Erstaunen und Bewunderung malten sich deutlich in seinen Zügen, und als der am Flügel sitzende Hofkapellmeister das Vorspiel eines Chopinschen Liedes begann, vertauschte der Herzog sogar zum allgemeinen Befremden seinen bisherigen Platz am Kamin mit dem an einer der Malachitsäulen, die sich unmittelbar neben der Musikestrade erhoben.

Die Sängerin Elfriede Nordeck war es, deren Erscheinen eine so auffallende Wandlung im Verhalten des Herzogs hervorgebracht hatte. Nur die allbekannte Unempfindlichkeit des hohen Herrn machte diese Wandlung für die anwesende Hofgesellschaft zu einer höchst erstaunlichen. Denn im übrigen gab es unter den jungen und alten Kavalieren im Saale wohl kaum einen einzigen, der nicht sehr glücklich gewesen wäre, wenn man auch ihm gestattet hätte, den bevorzugten Platz in der unmittelbaren Nähe der Künstlerin einzunehmen. So oft auch der be-

strickende Liebreiz der Nordeck von der Bühne herab das Entzücken des Publikums erregt haben mochte, schöner als sie heute in dem glatt niederfließenden weißen Seidenkleide aussah, hatte man sie doch niemals gefunden. Und wohl mancher stellte in der Stille seines Herzens die Betrachtung an, daß keine einzige der hier anwesenden hochgeborenen Damen sich in Bezug auf natürliche Vornehmheit und Hoheit der Erscheinung anders als zu ihrem Schaden mit dieser Opernsängerin hätte vergleichen dürfen.

Man wußte, daß die Nordeck zum erstenmal bei Hofe erschien, und der Intendant Baron v. Lychen hatte es noch vor einer Stunde für notwendig gehalten, der jungen Künstlerin mit freundlichen Worten Mut einzusprechen, um sie dadurch in dem bedeutsamen Augenblick vor gefährlicher Befangenheit zu bewahren. Jetzt aber mußte er wohl erkennen, daß seine Besorgnisse ganz überflüssig gewesen waren. In der Haltung der Sängerin war eine so ruhige Sicherheit, als sei ihr das Publikum, dem sie da gegenüberstand, vollkommen gleichgültig, und in ihrer süßen Stimme war auch nicht das leiseste Beben der Verlegenheit, als sie nun am Ende des Vorspiels mit glockenreiner Intonation ihren Gesang begann.

Das erste der drei Lieder, die das Programm verzeichnete, war zu Ende und die meisterliche Kunst des Vortrages hatte alle Hörer mit sich fortgerissen. Trotzdem würden sich die lauten Beifallskundgebungen ohne Zweifel auch diesmal streng in den althergebrachten Grenzen gehalten haben, wenn nicht der Herzog selbst mit der geheiligten Sitte des vornehm gedämpften Applauses gebrochen hätte. Statt der diskreten Andeutung des Klatschens, mit der er sich sonst begnügte, schlug Hoheit nämlich sehr energisch und anhaltend in die Hände, und ein weithin vernehmliches zweimaliges „Bravo!" begleitete diese unzweideutige Aeußerung seines allerhöchsten Wohlgefallens.

Natürlich folgte jetzt die ganze Hofgesellschaft dem vom Herzog gegebenen Beispiel, und nie zuvor hatte ein Künstler oder eine Künstlerin in diesen Räumen gleiche Auszeichnung erfahren.

Derselbe Vorgang wiederholte sich nach dem zweiten und dritten Liede in fast noch verstärktem Maße. Niemand aus seiner Umgebung würde den Herzog solcher Musikbegeisterung fähig gehalten haben, als er sie jetzt an den Tag legte, und es waren nicht die im Künstlerzimmer atemlos lauschenden Damen vom Theater allein, denen das Herz während dieser Augenblicke in Empfindungen bittersten Neides schwoll.

Wie es ihr die höfische Etikette vorschrieb, verbeugte sich Elfriede Nordeck zweimal sehr tief — zuerst gegen den Herzog und dann gegen die übrige Gesellschaft, um sich darauf sicher und selbstbewußt, wie sie gekommen war, von der Estrade wieder zurückzuziehen.

Ein gefeierter Violinspieler war es, der unmittelbar nach ihr auftrat, ein Virtuose, von dessen Ruhm eben jetzt ganz Europa wiederhallte. Aber die Kunstbegeisterung Seiner Hoheit schien mit Elfriede Nordecks Verschwinden vollständig erloschen, denn er verließ alsbald seinen Platz an der Malachitsäule, um zu dem entfernteren Kamin zurückzukehren, wo er durch einen Wink den Hofmarschall Grafen Lindheim zu sich beschied.

„Sagen Sie mir doch, lieber Graf, welche Anordnungen Sie in Bezug auf die Bewirtung unserer wackeren Künstler getroffen haben?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. „Ich möchte nicht, daß die Herrschaften irgend welche Ursache hätten, sich über unverdiente Zurücksetzung zu beklagen.“

Der vielgeplagte Hofbeamte berichtete der Wahrheit gemäß, daß für die beim Konzert mitwirkenden Damen und Herren in der anstoßenden „roten Galerie“ ein Büffett aufgestellt sei, und daß es ihnen dort selbstverständlich an

nichts mangeln werde. Aber wenn er gehofft hatte, mit dieser Auskunft den Beifall seines hohen Herrn zu finden, so sah er sich unangenehm enttäuscht, da der Herzog in einem fast ungnädigen Tone sagte:

„Ich kann mich mit diesem Arrangement nicht einverstanden erklären. Die Leute haben sich rechtschaffen bemüht, uns einige genußreiche Viertelstunden zu bereiten, und es ist nur in der Ordnung, daß wir uns ihnen dafür erkenntlich zeigen. Ich wünsche also, daß sie nach dem Konzert zur Gesellschaft gezogen werden, und daß Lychen mir die Herrschaften präsentiert, die bisher noch nicht vorgestellt wurden. Ich möchte ihnen doch einige Worte der Anerkennung sagen."

Geräuschlos verschwand der Hofmarschall aus dem Saale, um den gegen alles Herkommen verstoßenden Befehl seines Gebieters auszuführen. Der Herzog aber erwartete mit sichtlicher Ungeduld das Ende der Aufführungen, und die unglückliche Altistin, der die letzte Programmnummer zugefallen war, konnte sich kaum in einer Täuschung darüber befinden, daß ihr Vortrag Seiner Hoheit auch nicht die geringste Teilnahme abzugewinnen vermochte.

Unter den Damen der Hofgesellschaft erregte es geradezu Sensation, als die mitwirkenden Künstlerinnen und Künstler später inmitten der vornehmen Festversammlung erschienen, wie wenn sie sich in dem ersten besten Privathause befänden. Derartiges hatte man hier noch niemals erlebt, und manche boshaft spitzige Bemerkung über die unerhörte Neuerung flog, wenn auch im vorsichtigsten Flüstertone, hinüber und herüber. Als dann gar der Herzog die „Musikanten" und „Komödianten" in huldvollster Weise begrüßte und einige von ihnen der Auszeichnung eines minutenlangen Gespräches würdigte, steigerte sich das unmutige Befremden der hochgeborenen Damen zu einem fast

bedenklichen Grade, und die hübschen wie die häßlichen Gesichter wurden zusehends länger. Dabei entging es den schärfsten Beobachtern nicht, daß die Blicke Seiner Hoheit fortwährend ungeduldig suchend umherflogen, und die alte Freifrau v. Holmwede, deren Ohren dafür bekannt waren, daß sie das Gras wachsen hören konnten, berichtete später ihren Freundinnen über eine Unterhaltung zwischen dem Herzog und dem Hofmarschall, von der sie jedes Wort ganz deutlich vernommen haben wollte.

„Ich vermisse das Fräulein Norbeck," hatte der hohe Herr gesagt. „Man wird doch nicht versäumt haben, ihr die Einladung rechtzeitig auszurichten?"

„Hoheit wollen gnädigst verzeihen," war des Grafen Lindheim verlegene Erwiderung gewesen, „aber das Fräulein erklärte mir, sich nicht ganz wohl zu befinden, und bat um die Erlaubnis, sich nach Hause begeben zu dürfen."

Das Gesicht des Herzogs hatte sich bei dieser Auskunft ganz augenfällig bewölkt. „Während ihrer Vorträge war von dieser Unpäßlichkeit der jungen Dame allerdings durchaus nichts zu bemerken. Ich vermute fast, daß es sich dabei nur um einen von allzu großer Bescheidenheit eingegebenen Vorwand handelt. Mit einiger freundlichen Ueberredung würde es Ihnen doch wohl nicht schwer gefallen sein, die Schüchternheit der sympathischen Künstlerin zu überwinden. Hat Fräulein Norbeck in diesem Augenblick das Schloß bereits verlassen?"

„Sie wartete vorhin noch auf ihren Wagen, Hoheit, der sich zu verspäten schien. Es wäre wohl denkbar —"

„So überzeugen Sie sich, bitte, auf der Stelle!" entschied der Herzog mit großer Bestimmtheit. „Es wäre mir in der That sehr erwünscht, die Künstlerin hier zu sehen." —

Es mußte mit der Erzählung der Frau v. Holmwede wohl seine Richtigkeit haben, denn eine Viertelstunde später gewahrte man den Herzog in lebhaftem Gespräch mit der

jungen Sängerin, die schon bei ihren Vorträgen in so ungewöhnlicher Weise von ihm ausgezeichnet worden war, und die es trotzdem gewagt haben sollte, sich zweimal bitten zu lassen, ehe sie kam. Allerdings sah sie jetzt wirklich etwas angegriffen aus, und es ließ sich doch wohl nur durch ein sehr hochgradiges Unwohlsein erklären, daß sie mit völlig unbewegter und unverändert ernster Miene die Artigkeiten des regierenden Herrn entgegennahm, die sie doch mit ihrem allersüßesten Lächeln hätte lohnen müssen. —

Der Kabinettsrat v. Rautenberg, dessen hagere Gestalt in der prächtigen goldgestickten Ministeruniform sehr würdevoll und gebietend aussah, hatte sich an einen etwas versteckten Platz zurückgezogen, von dem aus er so ziemlich alles, was in der Gesellschaft vorging, beobachten konnte. Aber es hatte nicht den Anschein, als ob er durch seine Wahrnehmungen sehr heiter gestimmt würde, denn die Falten auf seiner Stirn waren tiefer als gewöhnlich, und seine Mundwinkel hatten sich bedenklich herabgezogen. Auch trug es offenbar keineswegs dazu bei, seine Laune zu verbessern, als der Hofmarschall Graf Lindheim, der ihn da in seiner Fensternische entdeckt hatte, im Tone freundschaftlichster Teilnahme sagte: „Wenn ich es nicht aus Eurer Excellenz eigenem Munde wüßte, daß die kleine Nordeck demnächst ihre Entlassung erhalten soll, so würde ich es nach den Vorgängen dieses Abends kaum für möglich halten; Hoheit scheinen ja ganz entzückt von dem allerliebsten Persönchen, und ich habe unseren gnädigen Herrn seit langem nicht so aufgeräumt gesehen, wie gerade heute. Da Sie aber sein fürstliches Wort haben, dürfen Excellenz natürlich vollkommen beruhigt sein. Wahrscheinlich wünschen Hoheit in ihrer bekannten Humanität der Nordeck die bittere Pille nur ein wenig zu versüßen."

Dem Kabinettsrat blieb die Notwendigkeit einer Erwiderung auf diese freundlichen Worte erspart, denn eben

jetzt kam der Herzog geradeswegs auf die Fensternische zu, und da er schon aus einiger Entfernung seinem Minister gnädig lächelnd zunickte, zog sich der Hofmarschall diskret zurück.

„Nun, warum machen Sie ein so saures Gesicht, lieber Rautenberg?“ lautete die freundliche, doch auffallend hastige Anrede Seiner Hoheit. „Sie haben nicht die geringste Ursache, unzufrieden mit mir zu sein, denn ich habe Ihre Angelegenheit nicht vergessen und bin eifrig damit beschäftigt, sie zu einer erfreulichen Lösung zu führen. Hat übrigens gar keinen schlechten Geschmack, der Herr Lieutenant, und ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, daß Sie mir von der Gefährlichkeit der jungen Künstlerin durchaus nicht zu viel gesagt haben. Aber von Heirat kann da selbstverständlich nicht die Rede sein. Werde die Sache schon ins reine bringen — verlassen Sie sich nur auf mich!“

Damit ging der Herzog weiter, ohne daß Herr v. Rautenberg eine Möglichkeit gehabt hätte, etwas zu entgegnen. Und es waren noch nicht zwanzig Minuten verstrichen, als man Seine Hoheit abermals neben der schönen Sängerin erblickte. Er hatte die Unterhaltung wieder mit einigen sehr schmeichelhaften Bemerkungen eingeleitet, dann aber sagte er plötzlich, ohne daß indessen das verbindliche Lächeln von seinen Lippen verschwunden wäre: „Wissen Sie auch, mein liebes Fräulein, daß man Sie erst ganz kürzlich bei mir verklagt hat?“

Verwundert schlug Elfriede Nordeck die großen, ausdrucksvollen Augen zu dem Fragenden auf. „Man hat mich verklagt, Hoheit — und weshalb?“

„Ah, es handelte sich dabei um höchst delikate Dinge, und Sie würden mir natürlich sehr böse sein, wenn ich es Ihnen wiederholte.“

„Ich bitte im Gegenteil dringend darum, denn ich weiß in der That nicht, wem ich hier Anlaß zu einer Klage gegeben haben könnte.“

„Werden Sie es auch nicht erraten, wenn ich Ihnen mitteile, daß es ein besorgter Vater war, der mir sein kummerbeladenes Herz ausschüttete — ein Vater, der Ihnen die Macht und vielleicht auch die Absicht zutraute, ihm seinen einzigen Sohn zu entführen."

Der Herzog wünschte die Angelegenheit offenbar von einer scherzhaften Seite zu nehmen; die Sängerin aber hatte bei seinen letzten Worten mit einer beinahe heftigen Bewegung den schönen Kopf zurückgeworfen, und in ihren Augen loderten Flammen der Entrüstung.

„Hoheit werden gewiß die Güte haben, mir den Namen dieses bekümmerten Vaters zu nennen. Mir scheint, daß ich ein gewisses Recht darauf habe, ihn zu erfahren."

„Gewiß, mein liebes Fräulein, gewiß! Und Sie dürfen dem alten Herrn nicht gar so sehr zürnen, daß er die Ungeschicklichkeit beging, sich an mich zu wenden. Ich bin überzeugt, daß er sich wie alle Welt von dem Zauber Ihrer Liebenswürdigkeit hätte gefangen nehmen lassen und es sehr bald müde geworden wäre, den hartherzigen Vater zu spielen, wenn es sich nicht gerade um einen einzigen Sohn, um den Stammhalter eines alten Geschlechtes handelte. Wir armen Sterblichen seufzen nun einmal von der ersten bis zur letzten Stunde unseres Lebens unter einer Last überkommener Rücksichten und Pflichten, die wir geduldig tragen müssen, wenn uns nicht ein gnädiges Geschick mit der Titanenkraft ausgerüstet hat, sie unbekümmert um Mit- und Nachwelt von uns zu werfen. Rechnen Sie es meinem guten Rautenberg nicht als ein Verbrechen an, daß ihm der Himmel solche Titanenkraft versagte!"

Elfriede Norbeck hatte wohl kaum einen anderen Namen erwartet, aber in dem Augenblick, da ihn der Herzog aussprach, zuckte es doch verräterisch um ihre Lippen. „Ich bin weit entfernt, Herrn v. Rautenberg oder sonst jemand

eine Titanenarbeit in meinem Interesse zuzumuten," sagte sie mit einer Schärfe, die jeden der anwesenden Höflinge mit Entsetzen erfüllt haben würde, wenn sich die Herrschaften nicht glücklicherweise allesamt außer Hörweite befunden hätten. „Hoheit werden gewiß nicht erwarten, daß ich mich gegen die sonderbare Anklage des Herrn Kabinettsrats verteidige. Hätte Seine Excellenz den so viel kürzeren und einfacheren Weg gewählt, sich direkt an mich zu wenden, so würde er von mir erfahren haben, daß nach der angedeuteten Richtung hin für ihn nicht die mindeste Ursache zur Beunruhigung vorhanden ist. Der Herr Lieutenant v. Rautenberg wird durch mich sicherlich nicht verhindert werden, die überkommenen Pflichten als Stammhalter seines alten Geschlechtes zu erfüllen."

Sie hatte wohl niemals schöner ausgesehen, als in dem Moment, da sie diese stolze Erklärung abgab, und mit unverhohlenem Entzücken hing der Blick des Herzogs an ihren Zügen.

„Seitdem mir die Freude zu teil geworden ist, Sie persönlich kennen zu lernen, mein liebes Fräulein, habe ich gar nichts anderes von Ihnen erwartet. Eine so begnadete Künstlerin hat auch eigentlich nicht das Recht, sich von dem ersten besten unbedeutenden Lieutenant dem Dienst ihrer hehren Muse entfremden zu lassen. Und eine groß veranlagte Natur wie die Ihrige, muß es vollends verschmähen, ein flüchtiges und trügerisches Glück mit der Vernichtung einer durch Geburt und Erziehung auf ganz bestimmte Lebensbahnen angewiesenen Existenz zu erkaufen."

Elfriedens Antlitz war jetzt von marmorner Unbeweglichkeit, doch auch von marmorner Blässe. „Ich darf mir leider nicht schmeicheln, die gute Meinung zu verdienen, die Eure Hoheit da von mir hegen. Was aber die Sorgen des Herrn v. Rautenberg betrifft, so werden sie hoffentlich

für immer beseitigt sein, nachdem ich erklärt habe, daß ich vermutlich auch dann nicht einwilligen würde, die Gattin seines Sohnes zu werden, wenn der Herr Kabinettsrat selbst zu mir käme, mich darum zu bitten."

„Es wird keine geringe Beschämung für ihn sein, wenn ich ihm diese Ihre Aeußerung hinterbringe. Und ich werde sie ihm nicht ersparen, denn er hat sie überreich verdient. Mir aber würde es aufrichtigen Kummer bereiten, wenn ich fürchten müßte, durch meine indiskrete Einmischung in eine so delikate Affaire Ihr Wohlwollen aufs Spiel gesetzt zu haben. Sie sollten mich großmütig darüber beruhigen, mein liebes Fräulein!"

„Hoheit geruhen natürlich zu scherzen, und ich bitte, es meiner Unbekanntschaft mit höfischen Sitten zu gute zu halten, wenn ich meiner Dankbarkeit für diese Huld nicht den schicklichen Ausdruck zu geben weiß. Jedenfalls muß ich es wohl als einen Beweis ganz unverdienter Gnade empfinden, daß Hoheit sich herbeiließen, die Sache des Herrn Kabinettsrats in höchsteigener Person bei mir zu führen."

Der Herzog biß sich in die Unterlippe, denn die ehrerbietige Form ihrer Antwort machte die darin enthaltene Zurechtweisung für ihn nicht minder fühlbar. Und es war ihm gewiß noch nicht oft widerfahren, daß er — wie in diesem Augenblick — auf dem Parkett seines eigenen Schlosses einem Unterthanen gegenüber um eine Erwiderung in Verlegenheit geriet.

Jedenfalls klang es merklich unsicher, als er nach einer kleinen Pause sagte: „Ich hoffe, mein Fräulein, Ihnen künftig noch bessere Beweise meiner Gnade geben zu dürfen. Sie werden mich wohl oder übel fortan unter die eifrigsten Bewunderer Ihrer herrlichen Begabung zählen müssen."

Und das huldvolle Neigen des Hauptes, mit dem er sich alsdann von ihr verabschiedete, nahm dieser Beendigung ihres Gespräches auf seiten Seiner Hoheit nichts von

dem ausgesprochenen Charakter eines im Grunde wenig ruhmvollen Rückzuges. —

Einige Minuten später zog der Herzog seinen Kabinettsrat beiseite. „Soweit es sich um Ihren Sohn handelt, können Sie von heute an ruhig schlafen," sagte er ziemlich kurz. „Ich habe mit der Nordeck gesprochen und habe die Gewißheit gewonnen, daß sie gar nicht daran denkt, ihre glänzende Zukunft der Heirat mit einem Lieutenant zu opfern, der obendrein bei diesem Anlaß vermutlich seinen Abschied nehmen müßte. Auch wenn Sie selber zu ihr kämen, um für Ihren Sohn zu werben, würde sie ihn schwerlich nehmen — das sind ihre eigenen Worte. Sie sehen wohl ein, daß danach zu einer Entlassung der genialen Künstlerin kein Grund mehr vorliegt, und ich hege im Gegenteil den dringenden Wunsch, sie meinem Hoftheater noch recht lange erhalten zu sehen."

Der Kabinettsrat verbeugte sich ehrerbietig, wenn auch mit zusammengekniffenen Lippen, und der Herzog wartete nicht erst auf eine Aeußerung seines Dankes, sondern kehrte ihm alsbald wieder den Rücken. Er sah sich nach Elfriede Nordeck um, doch er fand sie nicht mehr. Unmittelbar nach der Beendigung ihres Gespräches mit Seiner Hoheit hatte die Sängerin sich entfernt, und diesmal fragte der Herzog niemand nach ihrem Verbleibe.

— — — — — — — — — — — —

„Um Gottes willen, Fräulein — wie bleich Sie aussehen! Gewiß ist Ihnen etwas Schlimmes zugestoßen, oder Sie befinden sich nicht wohl."

Mit diesem ängstlichen Ausruf empfing Elfriedens Zofe ihre heimkehrende junge Herrin. Und es mochte sie wohl keineswegs völlig beruhigen, als ihr die Antwort zu teil wurde, es sei nichts als ein wenig Migräne — zumal die Künstlerin nicht, wie es doch in solchem Fall das natürlichste gewesen wäre, sogleich ihr Lager aufsuchte,

sondern sich, so wie sie war, in ihrem weißen Seidenkleide, an den Schreibtisch setzte, um mit hastender Feder einen Brief auf das Papier zu werfen.

„Legen Sie dieses Billet gleich morgen früh in den Briefkasten," sagte sie, als sie den Umschlag geschlossen hatte, zu der Dienerin, und dann, wie nach schwerem inneren Kampfe, fügte sie hinzu: „Sollte der Herr Lieutenant v. Rautenberg morgen oder an irgend einem späteren Tag wiederkommen, so werden Sie ihn abweisen, ohne mich erst zu fragen. Ich bin für den Herrn nicht mehr zu sprechen — hören Sie! — nie mehr, was er Ihnen auch sagen möge. Und nun gehen Sie — ich bedarf Ihrer Hilfe für heute nicht weiter. Gute Nacht!"

4.

Am nächsten Abend stand die Oper „Tannhäuser" auf dem Zettel des herzoglichen Hoftheaters, und Elfriede Nordeck sollte die edle, tugendreiche Tochter des thüringischen Landgrafen singen. Nach ihrer Gewohnheit war sie sehr frühzeitig mit dem Ankleiden fertig geworden, und sie stand schon im Kostüm ihrer Rolle hinter den Kulissen, als noch die Theaterarbeiter mit der Herrichtung der üppigen Zaubergrotte im Venusberg beschäftigt waren.

Da öffnete sich die kleine Thür, die aus der Orchesterloge des Intendanten in den Bühnenraum führte, und mit allen Anzeichen lebhafter Erregung rief Baron Lychen den Oberregisseur zu sich heran.

„Teilen Sie den Herrschaften mit, daß sie heute ihre ganze Kraft zusammennehmen müssen. Ich erhalte soeben die Meldung, daß Seine Hoheit der Vorstellung beiwohnen werde."

Der Regisseur wurde bleich vor Bestürzung. „Der Herzog? Zum erstenmal seit zwei Jahren — und ohne vorherige Ansage? Nun sei uns der Himmel gnädig, denn

jetzt ist es natürlich zu spät, an der Besetzung oder Inscenierung noch irgend etwas zu ändern."

„Ich setze voraus, Herr Bernhardi, daß es dessen auch nicht bedarf, um eine tadellose Aufführung zuwege zu bringen," sagte der Intendant mit würdevollem Ernst. „Sie werden sich hoffentlich der großen Verantwortung bewußt sein, die heute auf Ihren Schultern liegt."

Der arme Regisseur war sich dieser Verantwortung nur zu wohl bewußt, und in seiner bekümmerten Seele lebte nicht der geringste Zweifel, daß er den unglücklichen Sündenbock würde abgeben müssen für jedes Mißgeschick, das sich etwa heute unter den Augen des Herzogs auf den Brettern ereignete. So fuhr er denn zunächst wie ein zürnender Jupiter unter die erschrockenen Theaterarbeiter, und aus dem bisherigen ruhigen Hantieren der Leute wurde alsbald ein wirres, hastendes Durcheinander.

Der Intendant aber wandte sich an Elfriede Norbeck, die eine Zeugin des kurzen Gespräches gewesen war. „Ich wünsche Ihnen nichts weiter, Fräulein Norbeck, als daß Sie sich Ihre glückliche Unbefangenheit heute ebenso zu bewahren wissen, wie beim gestrigen Hofkonzert. Die Elisabeth ist ja eine Ihrer besten Partien. Wenn Sie sich durch die Anwesenheit Seiner Hoheit nicht aus der Fassung bringen lassen, wird es Ihnen an einem schönen Erfolge gewiß nicht fehlen."

„Weshalb sollte mich die Anwesenheit des Herzogs aus der Fassung bringen?" fragte die Sängerin ruhig. „Er ist für mich ein Zuschauer wie jeder andere, und ich pflege, wenn ich auf der Bühne stehe, überhaupt nicht an das Publikum zu denken."

„Alle Wetter! — diese Kleine findet sich mit ausgezeichnetem Geschick in ihre neue Rolle," dachte Herr v. Lychen; denn für ihn unterlag es keinem Zweifel, daß Seine Hoheit einzig ihretwegen die lange gehegte Ab-

neigung gegen das Theater überwunden habe. „Man wird am Ende gut thun, beizeiten mit diesem aufgehenden Gestirn zu rechnen.“ —

Der Herzog erschien erst kurz vor Beginn des zweiten Aufzuges, nur von einem Adjutanten begleitet, und er nahm nicht in der großen Hofloge Platz, wo er für jedermann im Hause sichtbar gewesen wäre. Hinter einem roten Seidenvorhang den neugierigen Blicken des Publikums völlig verborgen, setzte er sich in die kleine Prosceniumsloge dicht neben der Bühne, und nur die Darsteller hinter den Rampenlichtern vermochten seinen feingeschnittenen Kopf in dem halbdunklen Raume wahrzunehmen.

Die Vorstellung verlief nicht gerade glänzend, da einige der Mitwirkenden ihren Aufgaben durchaus nicht gewachsen waren. Elfriede Nordeck aber hatte heute einen ihrer glücklichsten Abende; alle anderen Gestalten des Musikdramas traten neben ihr in den Schatten, und das Publikum wurde nicht müde, sie mit jubelndem Beifall zu überschütten. Auch der Herzog hatte sehr lebhaft applaudiert. Im letzten Zwischenakt aber erschien sein Adjutant auf der Bühne und ließ sich zu der Sängerin führen.

„Hoheit haben mir befohlen, mein gnädiges Fräulein, Ihnen allerhöchstseine größte Bewunderung und Anerkennung für Ihre wahrhaft prächtige Leistung auszusprechen. Hoheit erinnern sich nicht, die Elisabeth jemals in so vollkommener Darstellung gesehen zu haben. In gerechter Würdigung Ihres schönen Talents und zugleich als einen Beweis der Dankbarkeit für das Vergnügen, das Hoheit gestern an Ihren Liedervorträgen hatte, lassen höchstderselbe Ihnen dieses kleine Erinnerungszeichen übergeben. — Sie werden mir gestatten, mein gnädiges Fräulein, diesem angenehmen allerhöchsten Auftrage meine persönlichen Glückwünsche ganz gehorsamst hinzuzufügen.“

Er hatte Elfriede dabei ein Etui überreicht, von dessen

Samtkissen ihr ein mit großen Brillanten und Rubinen reich besetztes Armband entgegenfunkelte. Die Darstellerin der Venus, die den Vorgang aus unmittelbarer Nähe beobachtet hatte, war einer Ohnmacht nahe; die Beschenkte aber stieß weder einen Freudenschrei aus, noch gab sie sonst einen Beweis von fassungsloser Verwirrung. Eine Fürstin hätte die Huldigungsgabe eines Vasallen nicht gelassener entgegennehmen können, und die wenigen Worte, mit denen sie dem sichtlich erstaunten Ueberbringer ihren Dank aussprach, waren ebenso ehrerbietig höflich als abgemessen kühl. Als sich nach der Entfernung des Adjutanten die Kolleginnen und Kollegen von allen Seiten an sie herandrängten, um sie mit überschwenglichen Gratulationen zu überschütten, wußte sie der für sie offenbar höchst peinlichen Scene sehr rasch dadurch ein Ende zu machen, daß sie sich unter dem Vorwande, eine Unordnung an ihrem Kleide entdeckt zu haben, in die Garderobe zurückzog.

„Stolz wie eine Königin!" sagte die Darstellerin der Venus, indem sie ihrer jungen Genossin einen nichts weniger als freundlichen Blick nachsandte. Und in prophetischem Tone fügte sie hinzu: „Mit der werden wir noch was erleben. Denkt an meine Worte, Kinder! Das ist eine von denen, die ein ganzes Land aufessen können."

Ob Elfriede Nordeck in Wahrheit derartige Gelüste hatte, verriet sie niemand; das kostbare Geschenk des Herzogs aber schien in der That nur einen sehr geringen Eindruck auf sie gemacht zu haben, denn sie legte nach ihrer Heimkehr das Etui in ein Fach des Schreibtisches, ohne es zuvor auch nur noch einmal zu öffnen.

„Ist jemand dagewesen?" fragte sie die Zofe, und trotz ihres Bemühens, sich zu beherrschen, war ihr die angstvolle Spannung auf das Gesicht geschrieben.

„Jawohl, Fräulein," lautete die Antwort, „der Herr

Lieutenant v. Rautenberg. Er kam, als das Fräulein eben ins Theater gefahren war, und ich glaube, daß er schrecklich aufgeregt war. Erst schrieb er einigemal auf seine Visitenkarte, aber dann zerriß er sie in Stücke und sagte nur, ich möchte dem Fräulein ausrichten, daß er morgen früh wiederkäme."

„Sie werden sich alsdann der Weisung erinnern, die ich Ihnen gestern gegeben habe. Ich bin für den Herrn Lieutenant nicht zu sprechen."

„Aber er sah so unglücklich aus, gnädiges Fräulein — geradezu verzweifelt — Sie würden gewiß Mitleid mit ihm haben, wenn Sie ihn erblickt hätten."

„Ich erwarte von Ihnen nicht, daß Sie derartige Beobachtungen anstellen, sondern lediglich, daß Sie meine Befehle ausführen," unterbrach sie Elfriede streng. „Sagen Sie dem Herrn Lieutenant auch, daß ich Ihnen verboten hätte, irgend welche Bestellungen entgegenzunehmen."

„Sie hat doch kein Herz," dachte die Zofe, „wie viel Wohlthaten sie auch im stillen den Leuten erweisen mag. Mein Gott, wenn ich mir vorstelle, daß ich an ihrer Stelle wäre — ich gewänne es wahrhaftig nicht über mich, diesen armen jungen Lieutenant so grausam zu quälen."

Vielleicht würde sie an der vermeinten Herzlosigkeit ihrer Gebieterin doch wieder irre geworden sein, wenn sie es hätte hören können, wie Elfriede Nordeck bis tief in die Nacht hinein in die Kissen ihres Lagers weinte. Die Entschließungen der Sängerin in Bezug auf Herrn v. Rautenberg gerieten freilich auch während dieser traurigen, schlummerlosen Stunden nicht ins Wanken, und von ihrem unbarmherzigen Befehl nahm sie am folgenden Morgen nichts zurück. —

So oft Elfriede Nordeck im Verlauf der nächsten acht Tage auf der Bühne beschäftigt war, so oft erschien auch der Herzog in seiner kleinen Prosceniumsloge, um mit ge-

spannter Aufmerksamkeit ihrem Gesange zu lauschen, und jedesmal ließ er ihr am nächsten Tage durch die Vermittelung des Intendanten seine besondere Anerkennung ausdrücken. Für die übrigen Damen des herzoglichen Opernpersonals gab es in diesem Augenblick keinen Gegenstand ingrimmigeren Hasses als die junge Sängerin, der sich so offenkundig die allerhöchste Gunst zugewendet hatte. Wenn sie auch im persönlichen Verkehr ihre Liebenswürdigkeit gegen Elfriede fast bis zur Unterwürfigkeit steigerten, fielen sie doch hinter ihrem Rücken über das heiligste Besitztum jedes schutzlosen weiblichen Wesens, über ihren guten Ruf, mit desto giftigeren Zungen her.

In diesen Tagen mehrte sich auch in auffälliger Weise die Zahl der Einladungen, durch die Familien der besten Gesellschaft die junge Künstlerin in ihre Kreise zu ziehen versuchten. Elfriede aber lehnte jede dieser schmeichelhaften Aufforderungen ab, und erst nach längerem Zögern entschloß sie sich, einem Gefühl der Dankbarkeit folgend, in einem Fall eine Ausnahme zu machen.

Als sie vor nahezu einem Jahre ihr Engagement am Hoftheater angetreten hatte, war man in den vornehmen Kreisen der Residenz äußerst zurückhaltend gegen sie gewesen, und von den mitgebrachten Empfehlungen der berühmten italienischen Gesangsmeisterin, der sie ihre Ausbildung verdankte, hatte nur eine einzige ihr die Thür eines guten Hauses zu erschließen vermocht. Dieses Haus aber war dasjenige der Gräfin Chaumontet gewesen, einer ehemaligen Palastdame der vor mehr denn fünfzehn Jahren verstorbenen Herzogin. Wenn auch Elfriede ihre Besuche bei der alten Dame sehr bald wieder eingestellt hatte, weil die künstlerische Thätigkeit und das Verlangen, sich weiterzubilden, ihre ganze Zeit in Anspruch nahmen, so bewahrte sie der Gräfin für das damals bewiesene Wohlwollen doch eine Erkenntlichkeit, die es ihr schwer machte,

den liebenswürdig herzlichen Einladungsbrief, welchen sie eines Morgens unter den Postsachen fand, mit einer Absage zu beantworten.

Die Gräfin bat sie zu einem „kleinen, intimen Zirkel" schon für den nächsten Abend in ihre Villa, ein herzogliches Lustschlößchen, das Seine Hoheit der Matrone in gnädiger Anerkennung treugeleisteter Dienste auf Lebenszeit als Wohnung überwiesen hatte.

„Vermutlich wird man musizieren," hieß es am Schlusse des mit schon etwas zitteriger Hand niedergeschriebenen Billets. „Sollten Sie sich entschließen können, einige Noten mitzubringen, so würden Sie meinen Gästen und mir damit eine unbeschreibliche Freude bereiten. Aber auch wenn Sie nur als eine liebe Zuhörerin erscheinen, sind Sie von ganzem Herzen willkommen. Da ich weiß, daß Sie morgen nicht beschäftigt sind, lasse ich keinen Vorwand der Ablehnung gelten und sende Ihnen um acht Uhr meinen Wagen."

Um sich nicht selbst den Vorwurf der Undankbarkeit machen zu müssen, sagte Elfriede zu, wie wenig sie sich jetzt auch zur Geselligkeit gestimmt fühlte und wie ungern sie den freien Tag zwischen zwei anstrengenden Opernabenden solchen Zwecken zum Opfer brachte. Da frühere Erfahrungen sie gelehrt hatten, daß die „kleinen, intimen Zirkel" der Gräfin Chaumontet sich im entscheidenden Augenblick zu großen Soireen auszuwachsen pflegten, und da sie überdies wußte, daß sie die gütige Gastgeberin damit besonders erfreuen würde, hatte Elfriede eine helle Gesellschaftstoilette angelegt, und sie war eben fertig, als ihre Zofe ihr die Ankunft des Wagens meldete.

Das Mädchen mußte ihr nur noch den pelzgefütterten Abendmantel um die Schultern legen, denn das Thermometer zeigte auf mehrere Grade unter dem Gefrierpunkt, und ein schneidender Wind fegte durch die schneebedeckten

Straßen der Residenz. Dann schritt sie, eine Begleitung bis zum Wagen ablehnend, in ihren weißen Seidenschuhen die Treppe hinab, und eben wollte sie aus dem Thorweg ins Freie hinaustreten, als eine hochgewachsene Männergestalt, die bis dahin im Dunkel verborgen gewesen war, ihr den Weg versperrte.

„Erschrecken Sie nicht, mein Fräulein, wenn ich Sie hier wie ein Bandit überfalle," klang die Stimme des Lieutenants v. Rautenberg an ihr Ohr, „aber Sie selbst sind es, die mich dazu zwingen. Ihre Dienerin hat den Befehl, mich abzuweisen, und meine Briefe werden keiner Antwort gewürdigt. Was bleibt mir also anderes übrig, als Ihnen gleich einem Wegelagerer aufzulauern?"

Elfriede hatte ihre erste Bestürzung schnell abgestreift, und in einem strengen, fast harten Ton, der dem jungen Offizier wahrlich entmutigend genug dünken mußte, gab sie zurück: „Ich glaubte, daß man in Ihren Kreisen die Wünsche einer Dame besser zu respektieren wisse, Herr Lieutenant! Und Sie werden nicht im Ernst erwartet haben, daß ich Ihnen hier unter einem Thorweg Rede stehe."

„So gestatten Sie mir, Sie in Ihre Wohnung zurückzubegleiten. Die Gräfin Chaumontet mag immerhin eine halbe Stunde länger auf Ihr Erscheinen warten. Sie ist ja nicht in Gefahr zu verzweifeln wie ich."

„Wie — Sie wissen —? Soll ich etwa gar annehmen, Herr v. Rautenberg, daß Sie mir methodisch nachspionieren?"

„Halten Sie mich jeder Thorheit und jeden Wahnwitzes fähig, den eine Gemütsstimmung wie die meinige einem Menschen eingeben kann. Ja, ich habe mich bei dem Kutscher erkundigt, von wem er geschickt worden sei, denn in meinem Kopfe spuken bereits die abenteuerlichsten Vermutungen für die Gründe Ihres unbegreiflichen Benehmens. Und wenn Sie verhindern wollen, daß ich noch

Schlimmeres anstelle, so machen Sie dieser fürchterlichen Ungewißheit ein Ende, indem Sie mir die volle Wahrheit sagen."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen. Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte, habe ich Ihnen geschrieben."

„Nein, ich werde mich niemals davon überzeugen lassen, daß jener abscheuliche Brief der Ausdruck Ihrer wahren Gesinnung war. Sie haben ihn unter fremdem Einfluß, unter der Wirkung irgend eines Zwanges geschrieben, und ich wünsche den Urheber dieses Zwanges kennen zu lernen, um mit ihm Abrechnung zu halten."

„Sie sind im Irrtum, Herr Lieutenant! Es giebt niemand, der mich gegen meinen Willen zu irgend welchen Entschließungen zwingen könnte."

„O, man kann solche Absichten auch auf Umwegen erreichen, und ich weiß, wessen mein Vater fähig ist, wenn er die Ehre seiner Familie gefährdet glaubt. Er besitzt das Ohr des Herzogs, und Sie befinden sich in einer abhängigen Stellung. Giebt es da nicht tausend Möglichkeiten, einen Druck auf Sie zu üben? Wenn aber mein Verdacht unbegründet ist, wenn dieser grausame Absagebrief ein Erzeugnis Ihres freien, unbeeinflußten Willens war, so sagen Sie mir wenigstens, womit ich ihn verdient habe. Denn ich bin nicht gesonnen, mit mir spielen zu lassen, wie ein unreifer Knabe. Ich habe ein Recht, ehrliche und unumwundene Erklärungen von Ihnen zu verlangen."

Elfriede schien einen Augenblick zu schwanken, dann aber sagte sie noch fester und energischer als zuvor: „Ich wiederhole Ihnen, Herr Lieutenant, daß ich meinem Briefe nichts hinzuzufügen habe. Und nun ersuche ich Sie dringend, mich nicht länger aufzuhalten. Dieser Ort ist so unpassend für eine Unterredung, daß ich Ihnen jede weitere Antwort verweigern müßte."

In stolzer, gebieterischer Haltung that sie einen Schritt nach der Straße hin, und Egon v. Rautenberg wich in der That zurück, um ihr den Weg freizugeben.

„Wohl, mein Fräulein," stieß er mit einem Ausdruck finsterer Entschlossenheit hervor, „so will ich Sie denn nicht weiter hindern, Ihrem Vergnügen nachzugehen, und weder durch meine Briefe, noch durch meine unwillkommene Person sollen Sie künftig belästigt werden. Wohl aber denke ich Ihnen den Beweis zu liefern, daß die Empfindungen eines ehrlichen Mannes nicht ungestraft zu einem Versuchsgegenstand gemacht werden dürfen für kokette, herzlose Künste."

Während sie schweigend an ihm vorüberging, glitt der Mantel ein wenig von ihrer Schulter herab, und das Licht der Flurlampe fiel auf ihren herrlichen, elfenbeinweißen Hals wie auf ihr schönes Gesicht. Heiß drängte bei diesem bezaubernden Anblick das Blut nach Egons Herzen; die Flammen der Leidenschaft loderten aufs neue voll wilden Ungestüms in ihm auf, und er machte eine heftige Bewegung, als ob er sie in seine Arme reißen oder sich flehend vor ihr niederwerfen wollte.

Aber die Sängerin mußte etwas derartiges befürchtet haben, denn mit der Hast einer Fliehenden hatte sie den Mantel aufgerafft und war zu dem Wagen geeilt. In derselben Minute noch hörte der Lieutenant das Zufallen des Schlages und das knirschende Geräusch der über den gefrorenen Schnee hinrollenden Räder.

Tief aufatmend trat auch er in den kalten Winterabend hinaus und strich sich mit der Hand über Stirn und Augen, wie wenn er da etwas Schweres, Drückendes wegwischen wolle. Langsam, seines Weges kaum achtend, schlug er dieselbe Richtung ein, in der Elfriedens Wagen soeben verschwunden war, und er blickte erst auf, als sich die beiden hohen Sandsteinpfeiler eines eisernen Gitter-

thores unmittelbar vor ihm erhoben. Es war die Einfahrt zur „Solitude“, dem großen herzoglichen Park, in dem neben verschiedenen anderen Gebäuden auch die von der Gräfin Chaumontet bewohnte Villa lag. Die Thürflügel waren nicht geschlossen, und der Wachtposten erwies dem Lieutenant, als er, einer plötzlichen Eingebung folgend, den Park betrat, statt ihn aufzuhalten, nur die vorgeschriebenen militärischen Honneurs.

Ohne jede bestimmte Absicht, nur von einem unklaren inneren Drange getrieben, wanderte Egon über die beschneiten Wege zwischen den kahlen, dunklen Stämmen und dem entlaubten Strauchwerk dahin. Nun sah er das im Zopfstil gebaute Schlößchen vor sich liegen, unter dessen Dache sich Elfriede Nordeck wohl schon seit einer Viertelstunde befand. Er hatte erwartet, sämtliche Fenster der Villa erhellt zu finden, wie es bei den Abendgesellschaften der Gräfin Chaumontet sonst immer der Fall war, und es setzte ihn in Erstaunen, daß augenscheinlich nur zwei oder drei Gemächer des ersten Stockwerks erleuchtet waren.

Als in diesem Moment ein Diener, der aus der Villa getreten war, an ihm vorüberging, konnte er sich nicht enthalten, zu fragen: „Bei der Frau Gräfin ist heute musikalische Abendunterhaltung — nicht wahr?“

Aber der Mann machte eine verneinende Gebärde. „Es ist niemand bei der Frau Gräfin als das Fräulein Nordeck vom Hoftheater. Und es werden, so viel ich weiß, auch keine weiteren Gäste erwartet.“

Egon fühlte sich durch diese Auskunft fast beschämt und sagte irgend etwas, um seiner Frage in den Augen des Dieners alles Auffällige zu nehmen. Rasch wandte er sich zum Gehen; aber er war erst um ein kleines Stück von der Villa entfernt, als seine scharfen Augen die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes gewahrten, der auf einem

anderen Wege mit schnellen Schritten dem Schlößchen zustrebte.

Es war ja an und für sich nichts besonders Verwunderliches an diesem Umstande, und bei der herrschenden Kälte ließ es sich auch begreifen, daß der Mann den Kragen seines Ueberrockes in die Höhe geschlagen und den Hut tief in die Stirn gedrückt hatte. Egons mißtrauischer Blick aber hatte erkannt, daß der späte Wanderer seinem Gang und seiner Haltung nach sicherlich keiner von den Bediensteten des Hauses war, und nachdem ihm der Lakai soeben mitgeteilt hatte, daß man da drinnen keine weiteren Gäste erwarte, gewann die Persönlichkeit dieses anscheinend also ungeladenen Besuchers für ihn sofort ein außerordentliches Interesse.

Behutsam ging er zurück, um in dem Lichtkreis der beiden vor der Villa brennenden Laternen vielleicht doch einen Blick auf das so ängstlich vermummte Gesicht des Mannes werfen zu können. Aber die Entfernung, die den anderen noch von seinem Ziele trennte, war zu kurz gewesen, und der Lieutenant kam nur eben noch zeitig genug, um die Glasthür mit schwachem Klirren hinter ihm zufallen zu hören.

Zwar fing er an, sich auf seinem Lauscherposten einigermaßen lächerlich vorzukommen, aber er konnte sich trotzdem jetzt nicht mehr zum Fortgehen entschließen.

„Da der Mensch nicht zur Dienerschaft und folglich auch nicht zu den Bewohnern der Villa gehört," überlegte er, „so muß er ja notwendig im Laufe des Abends wieder zum Vorschein kommen. Da wird sich doch vielleicht feststellen lassen, wes Geistes Kind er eigentlich ist, und ob es sich nicht möglicherweise um ein Stelldichein unter dem Schutze der guten, alten Chaumontet gehandelt hat."

Zwar glaubte er selbst nicht an diese letzte Möglichkeit, aber er blieb doch trotz Sturm und Kälte auf seinem

gutgedeckten Beobachterposten. Vollends hätte ihn keine Macht der Erde mehr zum Fortgehen bewogen, als er nach einer Weile an einem Fenster des ersten Stockwerks die Umrisse zweier Gestalten gewahrte, von denen die kleinere seiner Ueberzeugung nach diejenige Elfriedens war, während die andere, männliche, nach Lage der Dinge nur die des geheimnisvollen, ungeladenen Besuchers sein konnte.

5.

Auch für Elfriede Nordeck hatte es eine nicht geringe Ueberraschung bedeutet, als sie bei ihrer Ankunft statt der vermuteten Gesellschaft die Gräfin Chaumontet ganz allein in ihren altväterisch ausgestatteten Gemächern gefunden hatte, und die alte Dame, die ihr mit fast überschwenglicher Herzlichkeit entgegenkam, hatte sich denn auch beeilt, sie darüber aufzuklären.

„Noch im letzten Augenblick habe ich einige Absagen bekommen," klagte sie, „aber ich hoffe, daß Sie trotzdem nicht bloß mit meinem wenig vergnüglichen Geplauder vorlieb zu nehmen brauchen. Ich erwarte noch jemand, dessen Namen ich nicht verrate, um Ihnen die freudige Ueberraschung nicht zu verderben."

Elfriede fühlte durchaus keine Neugier, und es wäre ihr bei weitem das liebste gewesen, wenn auch statt des verheißenen Gastes, mit dessen Namen sie überrascht werden sollte, eine Absage gekommen wäre. Ueberhaupt bereute sie es bald, der Einladung Folge geleistet zu haben, denn die auffallend süßliche und einschmeichelnde Art der Gräfin wollte ihr heute ganz und gar nicht gefallen.

Konnte sich doch die alte Dame kaum genug thun in Aeußerungen des Entzückens über die Schönheit ihres jungen Gastes, und erging sie sich doch daneben in allerlei dunklen Hindeutungen auf irgend ein großes Glück, dessen Natur Elfriede trotz allen Kopfzerbrechens nicht zu erraten ver-

mochte. Schon dachte sie, nachdem etwa eine halbe Stunde über solcher Unterhaltung verstrichen war, ernstlich über einen passenden Vorwand nach, der ihr gestatten würde, sich wieder zu verabschieden, da teilten sich, ohne daß eine vorherige Anmeldung erfolgt wäre, die Portieren vor einer der Thüren des Salons, und mit grenzenloser Bestürzung sah sich die Sängerin dem in einen dunklen bürgerlichen Anzug gekleideten Herzoge gegenüber. Die geplante Ueberraschung war der guten Gräfin in der That ausgezeichnet gelungen, denn auf den Einsturz des Himmels wäre Elfriede eher vorbereitet gewesen, als auf eine solche Begegnung.

Dem hohen Herrn konnte die Wirkung, die sein unvermutetes Erscheinen hervorgerufen hatte, natürlich nicht entgehen, und er beeilte sich, die Verlegenheit der jungen Künstlerin dadurch zu bannen, daß er selbst die leutseligste und liebenswürdigste Unbefangenheit an den Tag legte.

„Werden Sie mir wegen dieser Ueberrumpelung zürnen, mein liebes Fräulein?“ fragte er lächelnd. „Ich könnte ja unser Zusammentreffen durch irgend einen artigen Zufall erklären, aber ich mag nicht lügen, und so gestehe ich offen, daß Sie das Opfer eines richtigen Komplotts geworden sind. Ich wollte Ihre herrliche Kunst einmal auf ein Stündchen ganz für mich allein haben, ohne all das steife Drum und Dran, das keinen vollen Genuß aufkommen läßt. Werden Sie mich zu Schanden werden lassen mit meiner Hoffnung?“

Während er sprach, war es der Sängerin gelungen, ihre Verwirrung zu bemeistern. Sie hatte sich aus ihrem Sessel erhoben und sich so tief verneigt, wie es die höfische Sitte vorschrieb.

„Hoheit hätten keines Komplotts bedurft, um diesem Wunsche Erfüllung zu verschaffen. Mein Kontrakt verpflichtet mich ja, bei Hofe zu singen, so oft man es von mir verlangt.“

Der gemessene Ernst ihrer Erwiderung schien den Herzog ein wenig zu enttäuschen. „Nun ja," sagte er. „Aber Sie sollen nicht „bei Hofe", sondern lediglich für mich singen, und ich möchte diese Gunst nicht irgend einem Vertragsparagraphen, sondern einzig Ihrer freien Entschließung verdanken."

Statt aller Antwort trat Elfriede durch die offene Thür des anstoßenden Musikzimmers an den dort aufgestellten Flügel und blätterte in den Noten, die sie auf den Wunsch der Gräfin mitgebracht hatte.

„Hoheit werden einige Nachsicht üben müssen," sagte sie nach einer Weile, da auch der Herzog nicht Miene machte, das etwas peinliche Schweigen zu brechen. „Ich bin nicht gewöhnt, mich selbst zu begleiten, und mein Liederrepertoire ist nicht groß. Befehlen Hoheit Schumann oder Franz oder —"

„O, ich befehle gar nichts," unterbrach er sie eifrig. „Was auch immer Sie mich hören lassen, ich werde es als einen Beweis Ihrer liebenswürdigen Freigebigkeit mit herzlichstem Danke hinnehmen. Auch wäre ich in der That zu wenig Kenner, um nach eigenem Urteil eine Auswahl zu treffen."

Elfriede hatte sich bereits auf dem Klaviersessel niedergelassen, und ohne weiteres Zaudern griff sie in die Tasten.

„Die Heide ist braun, einst blühte sie rot;
Die Birke ist kahl, grün war einst ihr Kleid,
Einst ging ich zu zwei'n, jetzt geh' ich allein;
Weh über den Herbst und die gramvolle Zeit!"

In wundervollen, weichen, wehmütig klagenden Tönen zog die melancholische Weise an den beiden Hörern vorüber. Als auch der letzte Vers mit dem verzweifelten Aufschrei:

„Mein Lieb ist falsch, o wäre ich tot —"

zitternd verhallt war, neigte sich der Herzog über den Flügel und sagte, während es seltsam in seinen Augen glitzerte:

„Es war unvergleichlich schön, mein teures Fräulein — aber so sterbenstraurig. Giebt es unter Ihren Liedern da keines, das unsere Seelen in lichtere, fröhlichere Regionen emporzutragen vermöchte?“

Die Künstlerin schien nichts derartiges zu finden; die Gräfin aber hatte offenbar ein besseres Gedächtnis als sie.

„Möchten Sie nicht das reizende kleine Lied singen, liebes Fräulein, das Sie mit so besonderer Meisterschaft vorzutragen wissen? Ich glaube, es heißt: „An meine Leyer“ oder so ähnlich.“

Schweigend legte Elfriede das Notenheft auf den Ständer und begann:

„Ich will von Atreus' Söhnen,
Von Cadmus will ich singen!
Doch meine Saiten tönen
Nur Liebe im Erklingen.“

Da hörte sie das Geräusch einer hinter ihrem Rücken zufallenden Thür. Ein rascher Blick überzeugte sie, daß sie mit dem Herzog allein war, und in demselben Moment brach sie ihren Vortrag ab, um sich rasch zu erheben.

„Ich bitte um die Erlaubnis, Hoheit, die Gräfin Chaumontet zurückrufen zu dürfen.“

Ein Schatten des Unmuts flog über das Antlitz des hohen Herrn. „Und aus welchem Grunde? Fürchten Sie sich etwa, mein Fräulein, mit mir allein zu sein?“

„Es hieße die schuldige Ehrfurcht vor Eurer Hoheit verletzen, wenn ich diese Frage als eine ernsthaft gemeinte ansehen und beantworten wollte.“

„Aber so gehen Sie mir doch endlich mit dieser Ehrfurcht, nach der es mich wahrlich nicht verlangt! Begreifen Sie doch, daß ich hier nicht als Herzog mit Krone und

Scepter vor Ihnen stehe, sondern als ein einsamer Mann, der vor Sehnsucht vergeht, auf eine kurze Stunde all seiner beengenden Würde ledig zu sein, damit er wie jeder andere, glücklichere Sterbliche um Liebe und Freundschaft werben dürfe. Ich kann Ihnen nicht sagen, mein liebes Fräulein, wie ich mich auf diesen Abend gefreut habe, der mir nicht nur einen erlesenen Kunstgenuß, sondern vor allem einige Viertelstunden heiteren, sorglosen Geplauders mit Ihnen bringen sollte. Einem Fürsten fällt es ja so schwer, sich solche Erholung zu verschaffen! Muß ich etwa fürchten, daß meine Freude eine voreilige oder vergebliche gewesen sei?"

„Hoheit erweisen mir die Gnade, mein bescheidenes Vermögen weit zu überschätzen. Außer meiner Kunst habe ich Eurer Hoheit nichts zu bieten, das mich einer so großen Auszeichnung würdig machen könnte."

„Mit anderen Worten: Sie weisen meine Freundschaft zurück?"

„Hoheit wollen mich nicht mißverstehen! Die Freundschaft eines Fürsten ist ein Glück, das um so redlicher verdient sein muß, je mehr es für die Welt einen Gegenstand des Neides und des Argwohns bilden könnte. Auf welche Verdienste aber dürfte ich mich berufen, um dem Mißtrauen der Menschen zu begegnen?"

„Liegt Ihnen denn gar so viel an der Meinung der Menschen? Bedeutet Sie ihnen mehr als alles das, was ich Ihnen zu bieten vermöchte?"

„Ich bin ein Weib, Hoheit, und ich stehe allein. Mein einziges Besitztum ist mein guter Name. Sie begreifen, daß ich ihn verteidigen werde, wie man eben sein einziges Besitztum zu verteidigen pflegt."

„Mein Gott, welche Feierlichkeit! Und glauben Sie wirklich, mein liebes Fräulein — auch wenn wir meine Person ganz aus dem Spiel lassen wollen — daß all

Ihre Rechtschaffenheit und Tugendhaftigkeit im stande seien, Sie gegen die bösen Zungen der Leute zu schützen? Ist nicht die Thatsache, daß der alte Rautenberg Sie mir mit den schwärzesten Farben als eine Art von männermordender Sphinx ausmalen konnte, der beste Beweis für die Nutzlosigkeit solchen Bemühens."

„Da Hoheit unmöglich die Absicht haben können, mich zu beleidigen, weiß ich mir den Zweck dieser Frage nicht recht zu erklären. Wohl aber glaube ich, daß gerade die Erinnerung an jenen abscheulichen Schimpf, den ich wehrlos über mich ergehen lassen mußte, in den Augen Eurer Hoheit die beste Rechtfertigung darstellen wird für mein jetziges Verhalten."

Der Herzog machte eine ungeduldige Bewegung. „Sie haben eine ganz eigene Geschicklichkeit darin, mein verehrtes Fräulein, jeder Bitte durch eine Zurückweisung zuvorzukommen. Ich kann Ihrer Festigkeit meine Bewunderung nicht versagen; aber Ihre Strenge schießt, wie mich bedünken will, ein wenig über das Ziel hinaus. Es ist allerdings nicht meine Absicht, Sie zu beleidigen, und die freimütige Erklärung, daß Sie durch Ihre Kunst wie durch Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit mein Herz gewonnen haben, wird Ihnen ja hoffentlich nicht schon wieder als eine Beleidigung erscheinen. Soll es mir denn versagt sein, die begehrenswerteste aller irdischen Glückseligkeiten zu erstreben, nur weil ich das Mißgeschick habe, ein regierender Fürst zu sein? — Bitte, lassen Sie mich ausreden, denn ich glaube zu erraten, was Sie da mit so flammensprühenden Augen einwenden wollen. Sie haben die Absicht, mir zu entgegnen, daß Sie Ihre Liebe nur dem Manne schenken werden, der in der Lage ist, Sie vor Gott und der Welt zu seiner Gatin zu machen — und Sie rechnen mich natürlich unter diejenigen, denen eine solche Möglichkeit versagt ist. Aber Sie könnten sich

damit in einem Irrtum befinden, Fräulein Norbeck! Ich habe die unabweislichen Pflichten gegen mein Haus und mein Land erfüllt. Die Thronfolge ist meiner Dynastie durch die Existenz dreier Söhne aus ebenbürtiger Ehe gesichert — niemand darf mich schelten, wenn ich nun auch der Stimme meines Herzens Gehör schenke und ein wenig auf mein eigenes Glück bedacht bin. Zur regierenden Herzogin könnte ich Sie nicht machen, wohl aber zu meiner legitimen Gattin — vorausgesetzt, daß Sie mir zuvor Gelegenheit geben, Sie näher kennen zu lernen, und daß Ihre Herkunft oder Ihre mir unbekannte Vergangenheit einer morganatischen Eheschließung nicht geradezu unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen."

Er mochte erwartet haben, daß die Aussicht, die er ihr da eröffnete, eine geradezu blendende Wirkung auf sie hervorbringen würde, und von allen Ueberraschungen, die ihm das Benehmen dieser Sängerin schon bereitet hatte, war sicherlich keine so erstaunlich gewesen, als die, welche er jetzt erfuhr. Denn das schöne, stolze Antlitz Elfriedens blieb vollkommen unbewegt, und ohne auch nur den Bruchteil einer Minute in unschlüssigem Zaudern zu verlieren, sagte sie, dem Herzog ruhig in die Augen sehend: „Hoheit vergaßen, außer meiner Herkunft und meiner Vergangenheit eines dritten Umstandes Erwähnung zu thun, der zu meinem schmerzlichen Bedauern jene viel zu großmütige Absicht Eurer Hoheit unausführbar macht —"

„Eines dritten Umstandes?" fragte der Herzog befremdet. „Ich wüßte in der That nicht —"

„Hoheit geruhten, mich vorhin am Sprechen zu hindern — gerade in einem Augenblick, da ich ehrerbietigst bemerken wollte, daß ich keinem anderen Mann die Hand reichen werde, als dem — den ich liebe."

Der Herzog starrte sie an, als wolle er seinen Ohren nicht trauen. Das Blut stieg ihm heiß bis in die Stirn

hinauf, und nur die strenge Zucht eines in steter gewissenhafter Beobachtung äußerer Formen verbrachten langen Lebens verhalf ihm dazu, daß er auch in diesem Moment tiefster Beschämung seine volle Selbstbeherrschung bewahrte.

„Und das — das träfe auf mich nicht zu?“ sagte er. „Dann ist es allerdings zwecklos, daß wir diese Unterhaltung fortsetzen. — Würden Sie vielleicht die große Güte haben, mein Fräulein, mir noch eines Ihrer herrlichen Lieder zu singen?“

Elfriede machte wohl eine Bewegung, als ob sie sich wieder an den Flügel setzen wollte, dann aber wandte sie sich aufs neue dem Herzog zu: „Ich bitte um Verzeihung, Hoheit, aber ich fühle, daß ich jetzt nicht im stande sein würde, auch nur eine einzige Note über die Lippen zu bringen. Mir ist nicht ganz wohl und ich —“

„O, ich verzichte unter solchen Umständen natürlich ohne weiteres, und ich werde mich beeilen, Ihnen die Gräfin zu schicken. An diese Begegnung aber, mein gnädiges Fräulein, werden wir künftig zurückdenken, wie wenn wir von ihr geträumt hätten. Gute Nacht!“

— — — — — — — — — — — —

Kaum fünf Minuten später verließ der Herzog das Haus auf demselben Wege, auf dem er es vorhin betreten hatte. Wieder hatte er den Hut tief in die Stirn gedrückt und den Kragen seines Ueberrockes in die Höhe geschlagen, so daß von seinem Gesicht in der That fast nichts sichtbar blieb. Er mochte in raschester Gangart etwa fünfzig Schritte in der Richtung nach dem Residenzschlosse zu zurückgelegt haben, als eine klangvolle Männerstimme in sichtlich nur mühsam verhaltener Erregung dicht an seinem Ohr ertönte: „Auf ein Wort, mein Herr — mit Ihrer Erlaubnis! — Sie werden die Güte haben, mir zu sagen, womit Sie sich in jenem Hause dort während

der letzten vierzig oder fünfzig Minuten die Zeit vertrieben."

Der Herzog bemühte sich, den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern zu ziehen und seine Stimme nach Möglichkeit zu verstellen, während er dem jungen Offizier, der sich ihm da mit so unerhörter Dreistigkeit in den Weg gestellt hatte, kurz und befehlend zurief: „Lassen Sie mich in Ruhe und machen Sie Platz! — Ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen."

„Das wird sich erst noch zeigen, wie ich denke. Mein Name ist v. Rautenberg. Und der Ihrige?"

„Er kümmert Sie nicht. Ich wiederhole, daß ich nichts mit Ihnen zu thun habe. Wenn Sie sich ernstliche Unannehmlichkeiten ersparen wollen, so geben Sie mir den Weg frei."

Gleichzeitig machte er Miene, Egon beiseite zu schieben, da er bei der Schmalheit des Pfades auf andere Weise nicht an ihm vorüber konnte. Der Lieutenant aber, dessen jugendliches Blut sich während des langen Wartens nachgerade bis zur Siedetemperatur erhitzt hatte, mußte die Bewegung mißverstanden haben, denn er packte den Herzog am Arm, wie man wohl einen fluchtverdächtigen Verbrecher dingfest zu machen sucht.

„Nicht von der Stelle, ehe Sie sich mir zu erkennen gegeben haben!" donnerte er ihn an. „Ich will doch sehen, wem die gute Gräfin Chaumontet —"

Weiter kam er allerdings nicht, denn der Herzog hatte mit seiner freigebliebenen Hand den Rockkragen zurückgeschlagen und starrte dem Unglückseligen mit zornfunkelnden Augen ins Gesicht.

Fassungslos taumelte Egon um einen Schritt zurück. „Hoheit — ich —" stammelte er, „ich wußte nicht —"

Doch fast in demselben Augenblicke schon raffte er sich wieder zu dienstlich straffer Haltung auf und erwartete

schweigend, mit fest zusammengepreßten Lippen, das vernichtende Wort, das jetzt unfehlbar aus dem Munde des Herzogs kommen mußte.

Ein paar Sekunden lang maß Seine Hoheit den Verwegenen vom Kopf bis zu den Füßen, dann sagte er mit einer kurzen, befehlenden Handbewegung: „Gehen Sie! Ich will Sie nicht erkannt haben — so wenig als Sie mich erkannten. Aber ich hoffe, daß Sie trotzdem wissen werden, was Ihnen jetzt zu thun bleibt."

Fast noch schneller als zuvor setzte er seinen Weg nach dem Residenzschlosse fort.

Der Lieutenant v. Rautenberg aber sagte, sobald er den hohen Herrn außer Hörweite wußte, mit einem bitteren Auflachen vor sich hin: „Der Herzog selbst also! — Ja, dann freilich ist mir alles klar."

6.

Ein Leibjäger des Herzogs erschien in der Frühe des folgenden Tages bei dem Kabinettsrat v. Rautenberg mit der Meldung, Seine Hoheit wünschten einer Unpäßlichkeit wegen heute nicht mit Staatsgeschäften befaßt zu werden, und der übliche Morgenvortrag Seiner Excellenz habe demnach in Wegfall zu kommen. Der Kabinettsrat hatte zwar den unbestimmten Eindruck, daß die Form, in der ihm diese Mitteilung gemacht wurde, eine ungewöhnliche und wenig huldvolle sei; indessen konnte sich das ebensowohl auf eine Ungeschicklichkeit des Ueberbringers zurückführen lassen, und der alte Herr maß dem Vorfall deshalb keine zu große Bedeutung bei. Ja, er freute sich aufrichtig der auf solche Art für den Vormittag gewonnenen Freiheit, als ihm der Diener bald nachher die Karte eines Besuchers überbrachte und er darauf den Namen eines lieben Jugendfreundes las.

„Norrenstein — teures, altes Haus!" rief er, die Arme

weit ausbreitend, dem Eintretenden, einem hochgewachsenen, stattlichen Sechziger von unverkennbar soldatischem Aussehen, entgegen. „Das nenne ich eine frohe Ueberraschung. Sind es nicht beinahe zwanzig Jahre, daß wir uns zum letztenmal gesehen haben?“

Auch von seiten des anderen war die Begrüßung eine sehr herzliche, aber das sonnengebräunte, energische Antlitz des Besuchers bewahrte doch selbst während dieser unzweifelhaft freudigen Augenblicke einen gewissen düsteren Ernst, der dem Kabinettsrat bald genug auffallen mußte.

„Und nun, mein Herr General,“ fragte er dann auch, den Jugendfreund neben sich auf einen Diwan niederziehend, „ehe wir die Erinnerung an die gemeinsam verlebte schöne Jugendzeit heraufbeschwören: was führt dich hierher, Erfreuliches oder Unerfreuliches? In deinem Gesicht ist etwas, das mir, offen gestanden, nicht recht gefällt, und ich wäre froh, von dir zu hören, daß ich mich täusche.“

„Die Freude kann ich dir nun allerdings nicht machen,“ erwiderte der andere etwas gepreßt, „und vielleicht ist's am besten, wenn ich damit anfange, dir rund heraus die ganze Wahrheit zu sagen, unbekümmert darum, ob sie mich in eine besonders günstige Beleuchtung rückt. Ich bin hier auf der Suche nach meiner entflohenen Tochter.“

„Nach deiner Tochter? Ah, unmöglich! Du machst dir einen Scherz mit mir, Norrenstein!“

„Ist mir, hol's der Teufel, nicht sehr scherzhaft zu Mute! Hast du meine Jüngste noch gekannt, Rautenberg — das Nesthäkchen, die Elfriede?“

„Freilich — sie war damals, als ich dich in Berlin besuchte, der reizendste kleine Engel, den man sich nur vorstellen konnte. Und ich meinte nicht anders, als daß sie jetzt bereits glückliche Gattin sei.“

„Wer weiß, ob es nicht so wäre, wenn sie nicht das

Unglück gehabt hätte, einen so kurzsichtigen, jähzornigen, eigensinnigen alten Esel zum Vater zu haben."

„Na, erlaube gütigst — keine Injurien gegen meinen alten Freund Norrenstein! Was in aller Welt hat es denn zwischen dir und deiner Tochter gegeben?"

„O, die Geschichte ist schon beinahe zwei Jahre alt und schneller erzählt, als durchlebt. Daß ihre Mutter starb, als Elfriede kaum zwölf Jahre alt war, ist dir vielleicht noch erinnerlich. Meine beiden Aeltesten stehen als Offiziere in zwei entfernten Garnisonen, und ich führte mit der herangewachsenen Elfriede und einer ältlichen Hausdame ein ganz glückliches und zufriedenes Leben, bis mich auf meine alten Tage der Satan reiten mußte, daß ich mich in ein hübsches junges Lärvchen bis zur offenbaren Narrheit verliebte. Na, du wirst keine ausführliche Beichte meiner Thorheiten verlangen. Sie war Gouvernante im Hause unseres Regierungspräsidenten, ein armes adeliges Fräulein mit einer rührenden Jugendgeschichte, einem madonnenhaften Augenaufschlag und einem Herzen voll der raffiniertesten Teufelskünste. Das letztere merkte ich freilich erst, als es für mich zu spät war, um aus dieser Erkenntnis Nutzen zu ziehen. Das taubensanfte Geschöpfchen hatte eine richtige Marionette aus mir gemacht, die sie nach ihrem Belieben am Fädchen tanzen lassen konnte. Und da meine Elfriede mit dem gesunden Instinkt ihrer edlen und wahrhaftigen Natur sofort einen rechtschaffenen Widerwillen gegen die präsumtive Stiefmutter empfand — sich auch keinen Augenblick bedachte, ihn ganz offen an den Tag zu legen — so kannst du dir wahrscheinlich ohne besondere Mühe vorstellen, welchen Verlauf die Dinge in meinem Hause nahmen."

„Ich hörte von deiner Wiederverheiratung, doch erst auf Umwegen, und du mußt darum verzeihen, wenn ich dir keinen Glückwunsch —"

„Statte mir ihn in Gottes Namen jetzt ab oder in einigen Wochen, wenn das Gericht die Scheidung ausgesprochen haben wird, die mich von dem herzlosen und ehrvergessenen Weibe wieder befreit. Zu spät erst sind mir durch Ereignisse, deren Erzählung du mir wohl erlassen wirst, die Augen geöffnet worden über das himmelschreiende Unrecht, das ich meinem armen Kinde angethan. Damals, als sie mir furchtlos erklärte, daß sie jener niemals den teuren Mutternamen geben und sich eher ihr Brot vor fremden Thüren betteln, als an dem nämlichen Tische mit ihr verzehren würde — damals hätte ich mich, bei Gott, fast an ihr vergriffen. Und an dem Tage, da sie mit ihrem kleinen mütterlichen Erbteil in die Welt hinausging, weil sie nicht unter demselben Dache leben wollte mit jener anderen — an dem Tage leistete ich blöder, alter Narr mir einen Eid, daß sie fortan für mich tot und gestorben sein sollte. Niemand durfte mir mehr von ihr reden. Ob sie meinem Namen draußen Ehre oder Unehre machte, ich wollte es nicht wissen, denn ich hatte ja aufgehört, sie als meine Tochter anzusehen."

Der General hielt schweratmend inne. Es regte ihn offenbar gewaltig auf, von diesen Dingen zu reden, und der Ingrimm, der so leserlich auf seinem Gesicht geschrieben stand, galt ohne Zweifel in allererster Linie seiner eigenen Person.

„Und seitdem hast du wirklich nichts mehr von ihr gehört?" fragte der Kabinettsrat.

„Nein! Abgesehen davon, daß mir meine Frau einmal mit entsprechenden hämischen Randbemerkungen erzählte, Elfriede lasse sich irgendwo und von irgendwem in der Musik ausbilden. Seit drei Monaten suchte ich sie vergebens, und vor zwei Tagen erst habe ich endlich — endlich eine sichere Spur gefunden."

„Und diese Spur führt hierher, in unsere Residenz?"

„Ja! Sieh dich vor, Rautenberg, daß du nicht vom Sofa herunterfällst, wenn du jetzt auch noch das letzte gehört hast: meine Tochter ist beim Theater!"

Der Kabinettsrat fiel zwar nicht von seinem Sitz herab, aber er fuhr wie elektrisiert in die Höhe. „Beim The—? Nein, Norrenstein, das ist nicht dein Ernst, oder irgend ein falscher Bericht hat dich getäuscht."

Der General schüttelte mit großer Bestimmtheit den Kopf. „Es hat schon seine Richtigkeit. Ihr Bildnis hängt ja hier in allen Kunsthandlungen und in den Schaukästen aller Photographen. Noch auf dem Wege zu dir konnte ich mich fünf- oder sechsmal davon überzeugen, daß ich diesmal nicht das Opfer eines Irrtums geworden bin."

„Aber wenn es so wäre, könnte sie doch nicht von mir ganz unbemerkt geblieben sein. Ihren Namen wenigstens müßte ich doch gehört haben."

„Wird auch vermutlich der Fall sein, denn sie war rücksichtsvoll genug gegen ihre Familie, sich hier nicht Elfriede v. Norrenstein, sondern Elfriede Nordeck zu nennen. — Na, was hast du denn, Rautenberg? Du siehst ja ganz versteinert aus. Ich will doch nicht hoffen, daß —"

„Nichts — nichts!" unterbrach ihn der Kabinettsrat beschwichtigend. „Vor allem handelt es sich doch erst darum, festzustellen, ob du deiner Sache auch wirklich ganz gewiß sein kannst. Eine zufällige Aehnlichkeit auf den Bildern hat dich möglicherweise betrogen. Mit eigenen Augen hast du das Fräulein Nordeck noch nicht gesehen —"

„Freilich nicht! Aber von einem Betrug ist bei der Beschaffenheit meiner Augen keine Rede. Und da es doch den Anschein hat, als ob du sie kennst, so überzeuge dich gefälligst selbst. — Da — ist das die Sängerin Elfriede Nordeck oder ist sie's nicht?"

Er hatte seiner Brieftasche eine kleine Photographie entnommen und hielt sie dem Kabinettsrat entgegen. Der aber nickte, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Bild geworfen, wie in wehmütiger Resignation mit dem Kopfe.

„Sie ist es! Darüber wäre also nicht weiter zu reden. Aber nun sage mir aufrichtig, Norrenstein: welche Absichten hegst du in Bezug auf deine Tochter? Und weshalb, wenn du deiner Sache doch gewiß warst, kamst du erst zu mir, statt sie sogleich aufzusuchen?"

„Weshalb? Nun, heimholen will ich sie mir in mein verwaistes Haus — auf meinen Händen will ich sie tragen — und tausendfach will ich ihr nachzahlen, was ihr in diesen unglückseligen zwei Jahren das Leben schuldig geblieben ist an Zärtlichkeit und Liebe. — Und warum ich eher zu dir gegangen bin, als zu ihr? — Na, lache mich immerhin aus, du Federfuchser: weil ich Angst habe, ihr so ohne weiteres unter die Augen zu treten — jawohl, Angst, richtige Angst! Du sollst mich bei ihr anmelden, und du sollst, wenn es notwendig ist, meinen Fürsprecher bei ihr machen; denn ich habe sie schwer gekränkt, und sie hat mir viel zu vergeben."

Der Kabinettsrat antwortete nicht. Er hatte sich in den Stuhl vor seinem Schreibtisch sinken lassen und starrte auf den Teppich nieder, während sein ohnehin schon grämliches Gesicht einen Ausdruck tiefster Bekümmernis angenommen hatte.

Vielleicht eine Minute lang verhielt sich der General abwartend, dann aber war seine Geduld zu Ende: „Hol mich der Teufel, wenn ich das noch länger aushalte!" polterte er. „Was soll dies Schweigen und was sollen diese wehleidigen Grimassen bedeuten? Ist irgend was mit dem Mädel nicht in Ordnung, so rede! Ich brauche keine Schonung, und ich bin nachgerade auch auf den

bittersten Trank gefaßt. Aber ich will ihn dann wenigstens auf einmal haben, und nicht etwa theelöffelweise."

Er war aufgestanden und begann mit starken Schritten auf und nieder zu gehen. Der Kabinettsrat erhob sich nun ebenfalls und legte eine Hand auf seine Schulter.

„Sei tapfer, armer Norrenstein! Ich kann es dir nicht ersparen, denn unsere alte Freundschaft legt mir die heilige Pflicht auf, offen gegen dich zu sein. Wenn du einige Wochen früher gekommen wärest, wer weiß, ob dann nicht noch alles hätte gut werden können. Jetzt aber — ich fürchte — ich fürchte, jetzt ist es zu spät."

Der General schüttelte die tröstende Hand ziemlich unsanft von sich ab. „Was heißt das: zu spät? Wozu ist es zu spät — und weshalb?"

Rautenberg neigte sich zu ihm und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr.

Mit kirschrotem Gesicht prallte Norrenstein zurück. „Nein, sage ich — nein! Das ist eine infame Lüge!"

„Die Thatsachen sind es, die sie anklagen — nicht bloß das Gerede der Leute. Schon aus Anlaß des Hofkonzertes, bei dem er sie zum erstenmal gesehen, zeichnete der Herzog sie in der auffälligsten Weise nicht nur vor den übrigen Künstlerinnen, sondern auch vor den Damen der Hofgesellschaft aus, und seitdem folgen sich seine Huldbeweise so schnell und in so verschwenderischer Fülle, daß man über die eigentliche Natur dieser so plötzlich erwachten Kunstbegeisterung Seiner Hoheit wohl kaum im Zweifel sein kann. Vielleicht aber würde dies alles mir noch nicht den Mut gegeben haben, einen so fürchterlichen Verdacht auszusprechen, wenn nicht —"

„Nun — wenn nicht —? Heraus mit der Sprache! Soll ich es doch noch in Theelöffeln haben?"

„Ich mache dir diese Mitteilung im tiefsten Vertrauen, Norrenstein, denn es würde mich auf der Stelle die Gnade

des Herzogs kosten, wenn er ahnte, daß ich auch über seine kleinen Seitensprünge stets ziemlich genau unterrichtet bin. — Gestern abend hatte er in der abgelegenen Villa der Gräfin Chaumontet, einer ehemaligen Palastdame, die einzig von der Gnade Seiner Hoheit ihr Dasein fristet, ein Stelldichein mit der Nordeck — pardon, mit deiner Tochter."

„Sie würde meine Tochter nicht mehr sein, wenn dies Wahrheit wäre!" sagte der General düster. „Einstweilen aber glaube ich nichts — hörst du? Nichts! — Aber es hat keinen Zweck, viele Worte darüber zu machen. Binnen jetzt und vierundzwanzig Stunden werden wir ja Gewißheit haben."

Er griff nach seinem Hute, und der Kabinettsrat, dem diese finstere Entschlossenheit nicht recht zu behagen schien, meinte: „Niemand wird glücklicher sein als ich, liebster Freund, wenn es deiner Tochter gelingt, sich vor dir zu rechtfertigen, und ich bitte dich dringend, sie nicht etwa durch vorschnelle Heftigkeit in ihrer Verteidigung zu beschränken. Sie —"

„Hältst du mich für einen Narren, daß ich zu ihr gehen werde, um sie zu fragen?" fiel ihm der General unwillig ins Wort.

„Ja — aber du sagtest doch —! An wen könntest du dich denn wenden, wenn nicht an sie?"

„An wen? Seltsame Frage! An den Herzog."

Schlaff sanken dem Kabinettsrat die Arme am Leibe hernieder. „An — den — Herzog?" wiederholte er fassungslos. „Mein Gott, du wirst doch nicht daran denken, eine so ungeheuerliche Idee zur Ausführung zu bringen?"

„Gewiß werde ich! Und den möchte ich sehen, der mich daran hindert. In meiner Eigenschaft als Vater werde ich doch wohl ein Recht dazu haben."

Die hagere Gestalt des Kabinettsrats zitterte wie in einem Fieberanfall. „Ja, sicherlich würdest du das, wenn es ein gewöhnlicher Fall wäre. Aber bedenke doch: Seine Hoheit — ein regierender Fürst —"

„Für meine Empfindungen macht das keinen Unterschied. Spar deine Beredsamkeit, Rautenberg — meinen Entschluß wirst du nicht mehr ändern."

„Aber was willst du ihm denn eigentlich sagen? In welcher Form willst du deine Frage an ihn richten — vorausgesetzt, daß er dich überhaupt empfängt?"

„Er wird mich empfangen — verlaß dich darauf! Der Herzog und ich, wir waren Kriegskameraden, und wenn auch seitdem eine gute Reihe von Jahren ins Land gegangen ist — einen Mann, mit dem man in treuer Waffenbruderschaft gestanden hat, weist man nicht von der Thür."

„Nun ja, es mag wohl geschehen, daß man dich vorläßt. Aber aus alter Freundschaft beschwöre ich dich: sieh zu deinen Worten! So gütig und leutselig der Herzog im allgemeinen ist, so gefährlich ist es, seinen Zorn zu reizen. Du kennst ihn eben noch nicht von dieser Seite, Norrenstein!"

„Ich kannte freilich nur den Erbprinzen, nicht den regierenden Herrn. Aber ich hoffe, seine ritterliche Denkungsart wird durch die veränderte Stellung keine Einbuße erlitten haben. Im übrigen ist es ja nur meine eigene Haut, die ich schlimmsten Falls zu Markte trage, und ich entbinde dich gern von jeder Sorge um mich. — Das Hofmarschallamt befindet sich im herzoglichen Schlosse — nicht wahr?"

„Ja. Es soll also ernst werden? — Du bist wirklich entschlossen?"

„Unwiderruflich!"

„Nun denn — in Gottes Namen! Ich habe dich ge-

warnt. Du darfst mir später keinen Vorwurf machen, daß ich dich blindlings hätte in dein Verderben rennen lassen. Wirst du mir Nachricht geben, wenn die Audienz bewilligt wurde?"

„Wozu das? Es ist wohl genug, wenn ich dich von ihrem Ergebnis unterrichte, damit du weißt, ob du künftig auch zu anderen so von meiner Tochter reden darfst, wie du es vorhin zu mir gethan."

Er ging festen Schrittes hinaus. Der Kabinettsrat aber schüttelte voll banger Ahnungen den Kopf.

7.

Der diensttthuende Ordonnanzoffizier meldete den General v. Norrenstein, und der Herzog legte die Feder nieder, mit der er eben in raschem Zuge seine Entscheidung an den Rand eines Schriftstückes gesetzt hatte. In großer Uniform und im Schmuck seiner zahlreichen Orden stand ihm eine Minute später der Gemeldete gegenüber. Mit einem Lächeln streckte Seine Hoheit ihm die Hand entgegen.

„Eine große Freude, lieber Norrenstein, daß ich Sie wieder einmal begrüßen darf. Die Reihen der alten Kriegskameraden fangen schon an sich zu lichten, da sollten die übrigbleibenden sich desto öfter die Hände schütteln."

Er war ganz unbefangen. Daß ihm Elfriede ihre Herkunft nicht verraten habe, war für den General sogleich außer allem Zweifel.

„Hoheit sind zu gnädig," sagte er, fest entschlossen, ohne alle Umschweife auf sein Ziel loszugehen. „Ein so huldvoller Empfang würde mich überglücklich machen, wenn der Anlaß zu meinem Hiersein ein minder peinlicher wäre."

Verwundert blickte der Herzog auf. „Was denn, Excellenz? Schon Lindheim sprach mir gestern davon, daß

Sie sich in einer wichtigen und dringenden persönlichen Angelegenheit an mich zu wenden wünschten. Es wird mich selbstverständlich freuen, wenn ich in der Lage bin, Ihnen zu dienen."

„Es ist eine Familienangelegenheit, Hoheit! Ein tief bekümmerter Vater appelliert an Ihre Ritterlichkeit und Ihre Menschlichkeit."

„Schon wieder ein bekümmerter Vater? Ich bin ganz verständnislos, liebster Norrenstein — und am wenigsten begreife ich, was meine Ritterlichkeit mit Ihrem Anliegen zu schaffen haben könnte."

„Hoheit wollen mir gnädigst verstatten, eine kurze Geschichte zu erzählen."

Der Herzog nickte bejahend, und der General wiederholte, wenn auch in etwas weniger kräftigen Ausdrücken, was er seinem Freunde Rautenberg gestern über die mit seiner thörichten Wiederverheiratung verknüpften häuslichen Ereignisse berichtet hatte. Ebenso offen wie am vorhergegangenen Tage bekannte er sich zu seinen Irrtümern und klagte sich der schlimmsten Ungerechtigkeit gegen seine Tochter an, dann erwähnte er des glücklichen Zufalls, der ihn nach langem, fruchtlosem Suchen ihre Spur endlich hatte finden lassen, und ganz zuletzt nannte er den von ihr angenommenen Künstlernamen.

Hatte der Herzog bis dahin mit liebenswürdiger Geduld zugehört, so fuhr er jetzt in höchster Ueberraschung empor.

„Elfriede Nordeck — Ihre Tochter! Ah, das nenne ich eine sensationelle Neuigkeit! Und das erklärt mir freilich gar manches! Nun, vor allem, Excellenz, gratuliere ich Ihnen von ganzem Herzen zu einer solchen Tochter. Sie haben gerechte Ursache, stolz auf sie zu sein."

Ein tiefer Atemzug hob die breite, ordengeschmückte Brust des Generals. „Hoheit wollen gnädigst verzeihen,

— aber ich möchte diesen Glückwunsch einstweilen noch ablehnen. Vielleicht sind die Ansichten Eurer Hoheit über das, was einen Vater mit Stolz erfüllen darf, von den meinigen verschieden."

Zwischen den Brauen des Herzogs zeigte sich eine kleine Falte. „Das würde mir allerdings leid thun, und ich müßte in diesem Fall wohl darauf verzichten, Eure Excellenz zu meiner Auffassung von dem ebenbürtigen Werte eines echten Künstlertums zu bekehren."

„Hoheit mißverstehen mich. Ich müßte wirklich lügen, wenn ich sagen sollte, daß es mich mit besonderer Freude erfüllt habe, das Bild meiner Tochter als das einer Primadonna hier in allen Photographiekästen zu finden. Da sie es aber doch zu etwas Rechtem gebracht hat, ließe sich darüber schon hinwegkommen, und nicht die Thatsache, daß sie zum Theater ging, ist es, die ich als eine Schmach und als einen unauslöschlichen Makel auf dem alten Ehrenschild meines Hauses empfinde."

„Ja, wenn es nicht das ist — was haben Sie denn sonst noch an ihr zu tadeln?"

Da trat der alte Soldat um einen Schritt näher auf den Herzog zu und hob zum erstenmal in seinem Leben bittend die Hände empor. „Das können Sie mich fragen, Hoheit — gerade Sie?"

Der Herzog war sichtlich erschüttert. In seinem Gesicht zuckte es, aber noch hielt er es im Interesse seiner Würde für geboten, den Ahnungslosen zu spielen. „Ich verstehe Sie nicht, Excellenz! — Möchten Sie nicht endlich unumwunden aussprechen, was Sie von mir wünschen?"

Da ließ der General die Hände sinken und richtete sich hoch auf. „Nun denn, Hoheit — Wahrheit wünsche ich — ehrliche, nackte, unverklausulierte Wahrheit! Aus Eurer Hoheit Munde möchte ich erfahren, wie viel richtig und wie viel falsch ist an den Gerüchten, die in Ihrer Residenz

über meine Tochter umgehen, und die sie in Verbindung bringen mit — mit Eurer Hoheit erlauchter Person!"

Vielleicht eine Minute lang blieb es totenstill in des Herzogs Kabinett. Der hohe Herr war sehr bleich geworden, und das eigentümliche Glitzern in seinen Augen schien dem Verwegenen Schlimmes zu prophezeien. Schweigend trat er an den Schreibtisch und griff nach dem Papier, das er vorhin beim Eintritt des Generals aus der Hand gelegt hatte.

„Sie haben an meine Ritterlichkeit appelliert," sagte er, sich endlich Norrenstein wieder zuwendend. „Merken Sie sich für die Folge, daß es dessen einem deutschen Fürsten gegenüber nicht bedarf. Hier — lesen Sie!"

„Das ist die Schrift meiner Tocher — ein Brief an Eure Hoheit?"

„Nein — ein an meinen Intendanten gerichtetes Entlassungsgesuch. Lesen Sie doch — dann werden Sie erfahren, daß Fräulein Elfriede Nordeck den dringenden Wunsch hegt, die Residenz und das Herzogtum so schnell als möglich zu verlassen."

„Allerdings — und hier am Rande —"

„Da steht: „Ohne weiteres zu bewilligen" — und ich hatte das geschrieben just in dem Moment, da Eure Excellenz mir das Vergnügen machten, hier einzutreten. Es wurde mir wahrhaftig nicht leicht, die bedeutendste Künstlerin meines Hoftheaters freizugeben, aber ich sah ein, daß es so am besten war für das Fräulein und — für mich."

„Für Eure Hoheit?" stammelte der General. „Aber ich begreife noch immer nicht —"

Der Herzog trat dicht zu ihm heran, und indem er eine Hand auf seinen Arm legte, flüsterte er ihm zu: „Ich befinde mich, im strengsten Vertrauen gesagt, Ihrer Tochter gegenüber in der unangenehmen Lage eines Be-

werbers, der mit einem riesengroßen Korb heimgeschickt worden ist."

Wie eitel Sonnenschein leuchtete es mit einemmal über Norrensteins martialisches Gesicht. „Hoheit — bei Gott — wenn ich das glauben darf —"

„Wollen Sie mich durch einen Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit beleidigen, Kamerad? Mein Wort — ich hätte Ihre Tochter als simples Fräulein Nordeck vor aller Welt zu meiner Gemahlin gemacht, wenn sie — nun, wenn sie es nicht rundweg abgelehnt hätte mit der sehr einfachen und einleuchtenden Motivierung, daß sie nur dem Manne angehören werde, den sie liebt."

Da vergaß der General v. Norrenstein vollständig, wo er sich befand. „Daran erkenn' ich mein Fleisch und Blut!" rief er in hellem Herzensjubel. „Wahrhaftig, das sieht dem Mädel ähnlich! Na, nun sollen sie mir kommen, die niederträchtigen Verleumder!"

Lächelnd beobachtete der Herzog die Wirkung seiner Worte. „Sie dürfen in der That auf meine Bürgschaft hin getrost jeden einen nichtswürdigen Lügner nennen, der dem Ruf des Fräulein Elfriede Nordeck auch nur den kleinsten Makel anzuhängen wagt. Aber da wir doch einmal von ihr sprechen, will ich Sie — im Vertrauen natürlich — noch ein zweites Schriftstück lesen lassen, das nicht ohne Beziehung zu der jungen Dame ist. Es bildet gewissermaßen die — allerdings für mich allein bestimmte — Begründung eines Abschiedsgesuches, das der Briefschreiber gleichzeitig eingereicht hatte. Ich vermute, sein Familienname ist Ihnen nicht ganz unbekannt."

Der General sah zuerst nach der Unterschrift. „Egon v. Rautenberg?" fragte er verwundert. „Vielleicht gar der Sohn meines alten Freundes Rautenberg?"

„Der Sohn meines Kabinettsrats. Ich erinnere mich Ihrer alten Freundschaft sehr wohl, denn es geschah ja

vornehmlich auf Ihre Empfehlung hin, daß ich Rautenberg einst in meine Dienste zog."

„Und darf ich fragen, in welchem Zusammenhange dieser Brief —"

„Lesen Sie nur, die Aufklärungen, deren es nachher noch bedürfen sollte, werde ich Ihnen schon geben."

Norrenstein las, anfänglich noch wie in einem mit fremden Schriftzeichen geschriebenen Buche, bald aber mit wachsendem Verständnis. Egon schilderte dem Herzoge freimütig die Entwickelung seiner Beziehungen zu der Sängerin Elfriede Nordeck. Er klagte sie nicht an und verdächtigte sie nicht. Offen gab er zu, daß sie ihn niemals mit einem gesprochenen Wort ihrer Gegenliebe versichert habe, und daß er seine Ueberzeugung, diese Liebe wenigstens einmal besessen zu haben, einzig aus jenen tausend kleinen Anzeichen gewonnen, die sich nicht aufzählen lassen, weil kein Unbeteiligter sie als Beweise anerkennen würde. Der Absagebrief, den er am Tage nach jenem Hofkonzert erhalten, habe ihn mit der Wucht eines vernichtenden Schlages getroffen, aber er habe damals an eine Intrigue seines Vaters geglaubt, mit dem er kurz vorher seiner unstandesgemäßen Heiratsabsichten wegen eine heftige Auseinandersetzung gehabt. Erst durch die Beharrlichkeit, mit der die Sängerin in der Folge alle seine Annäherungsversuche zurückgewiesen, sei er irre an ihr geworden — er habe sich von seiner Leidenschaft dazu hinreißen lassen, ihr nachzuspüren. Die Eifersucht habe ihn während des langen Wartens im Parke fast um den Verstand gebracht, und da habe sich denn zuletzt ereignet, was, wie er wohl wisse, durch nichts ungeschehen gemacht werden könne. Er sei denn auch vollkommen bereit, für seine eigene Person die unvermeidlichen Folgen zu tragen, und er wende sich an die Großmut des Herzogs lediglich mit der Bitte, nicht auch seinen Vater büßen zu lassen, was er allein verschuldet.

„Eine verzweifelt dunkle Geschichte, Hoheit!“ meinte kopfschüttelnd der General, als er so weit gekommen war. „Ohne die verheißenen Erläuterungen finde ich mich wirklich nicht darin zurecht.“

„Kann ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen, Herr Kamerad?“

„Hoheit — ein Soldat —“

„Na ja, ich weiß schon, daß Sie keine Plaudertasche sind. Vernehmen Sie also meine Beichte!“

Mit einem kleinen Anfluge feiner Selbstironie erzählte er von seiner Begegnung mit Elfriede im Hause der Gräfin Chaumontet und von dem nachfolgenden Zusammenstoß mit dem heißblütigen jungen Offizier. — Daß er noch vor einer halben Stunde gesonnen gewesen war, das Abschiedsgesuch des Lieutenants einfach zu bewilligen, erzählte er freilich nicht, sondern er fügte der launigen Schilderung seines etwas kläglich verlaufenen Abenteuers hinzu:

„Es giebt also, wie Sie sehen, in dem ganzen Herzensroman kaum noch eine dunkle Stelle. Für mich wenigstens ist es sonnenklar, daß die beiden jungen Leutchen vor Liebe schier vergehen, und daß ich allein die ganze Verwirrung angerichtet habe, als ich meinem Kabinettsrat zuliebe bei dem Hofkonzert gegen das Fräulein Nordeck einige Worte über die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung mit dem Lieutenant v. Rautenberg fallen ließ. Da bäumte sich der leicht gereizte Stolz der Künstlerin in ihr auf, und wenige Stunden später empfing der arme, unschuldige junge Mann seinen Korb. — Habe ich aber das Unheil angestiftet, so ist es auch meine Pflicht, es wieder zu beseitigen. Und wenn es mir wider Erhoffen nicht gelingen sollte, so dürfen Sie mir wenigstens die Anerkennung nicht vorenthalten, daß ich gethan habe, was in meinen Kräften stand. — Es war vermutlich Ihre Absicht, das Fräulein sogleich aufzusuchen?“

„Allerdings! — Hoheit werden begreifen, daß ich vor Verlangen brenne, mein armes Kind um Vergebung zu bitten für all das Unrecht, das ich und andere ihm angethan."

„Nun ja, ich begreife das vollkommen; aber ich möchte Sie trotzdem bitten, einem von diesen anderen den Vortritt zu lassen. Werden Sie mir das abschlagen?"

„Wenn Hoheit wenigstens die Gnade haben wollten, mir zu sagen, wer dieser andere —"

„Haben Sie's noch nicht erraten? Wer anders sollte es wohl sein, als ich selbst? Na, machen Sie nur keine Einwendungen — das ist etwas ganz Selbstverständliches. Allerdings kann ich nicht gleich vom Fleck weg zu dem gnädigen Fräulein fahren. Zuvor muß ich noch ein paar Worte unter vier Augen mit meinem guten Kabinettsrat reden. Bei der Hoftafel heute abend aber sehen wir uns, wie ich denke, alle in guter Gesundheit und bester Laune wieder."

— — — — — — — — — — — —

Und bei der Hoftafel, die heute eine von den allerintimsten war, ließ die gute Laune der Teilnehmer allerdings nicht das Geringste zu wünschen übrig. Wenige Stunden zuvor hatte der Herzog in höchsteigener Person — natürlich mit Zustimmung des Kabinettsrats — bei Elfriede den Brautwerber für den Lieutenant Egon v. Rautenberg gemacht, und für diesen beneidenswerten jungen Mann hatte er, wie er selbst lächelnd erzählte, mit ungleich besserem Erfolg gearbeitet, als vor zwei Tagen für jemand, der seinem Herzen eigentlich viel näher stand. Dann hatte es in der sonst so stillen Wohnung der jungen Sängerin rasch nacheinander die bewegtesten und rührendsten Scenen gegeben. Lange hatte Elfriede an der Brust ihres Vaters gelegen, und der alte Soldat hatte sich der Freudenthränen nicht geschämt, die ihm dabei in den grauen Bart

hinabrollten. Zuletzt freilich hatte er zeitweilig auch an einen Jüngeren das schöne Recht abtreten müssen, die holde Gestalt in den Armen zu halten und die frischen roten Lippen zu küssen. Den hageren Kabinettsrat jedoch, der dem von seinem Sohne gegebenen Beispiel schließlich ebenfalls folgen wollte, hatte er mit sehr energischem Griff zurückgehalten.

„Nichts da, Alter! Solche Gunst muß verdient werden, und deine Reue war mir noch lange nicht gründlich genug. Erst wenn ich an der Aufrichtigkeit deiner Zerknirschung nicht mehr den kleinsten Zweifel hegen kann, werde ich dir gestatten, die Süßigkeit des schwiegerväterlichen Kusses zu kosten."

Und dabei behielt es vorläufig wirklich sein Bewenden, ob auch Elfriede selbst für den so hart Bestraften bat. Am Abend erst, als Seine Hoheit mit einigen überaus gnädigen Worten die Gesundheit des glücklichen jungen Brautpaares ausgebracht, streckte der General auch seinem Jugendfreunde den mit perlendem Champagner gefüllten Kelch entgegen:

„Na, so soll denn in Gottes Namen auch der letzte Groll ertränkt sein! Warst du diesmal auch ein Teil von jener Kraft, die das Böse will, so mag dir's doch unverdienterweise zugerechnet werden, daß du dabei das Gute geschaffen hast. Prosit! Auf eine gesegnete Zukunft unserer Kinder!"

Eifrig, wenn auch mit einem etwas gezwungenen Lächeln, that ihm der Kabinettsrat Bescheid.





Die Jagd mit dem Falken.

Sportbilder aus früherer Zeit. Von **A. Kirchner.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Beize oder Baize nennt man den Jagdbetrieb, bei dem mittels abgerichteter Raubvögel, vorzugsweise Falken, Habichte und Sperber, verschiedene Arten von Haar- und Federwild erlegt werden.

„Mein Falk, ich seh' dich wieder,
In Lüften flogst du hoch,
Du trägst an deinen Fängen
Den seidnen Riemen noch,"

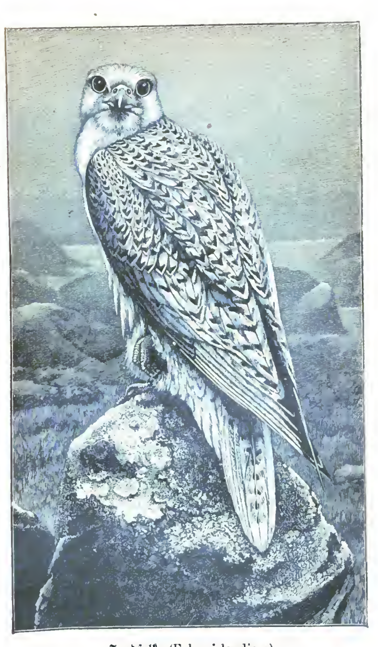
sang einst der Ritter vom Kürenberge, wie denn überhaupt die jagdliche Verwendung der Beizvögel das ganze Mittelalter hindurch in Lied und Dichtung vielfach verherrlicht wurde. Auch auf Bildwerken kehrt dies Motiv unzähligemal wieder, und vornehme Persönlichkeiten, Herren wie Damen, liebten es, sich mit einem auf der Rechten getragenen Falken malen zu lassen.

In China und Japan soll die Beize, die auch heute noch im Orient vielfach im Schwunge ist, schon in vorhistorischer Zeit betrieben worden sein; nachweislich wurde sie zuerst von den mittelasiatischen Nomadenstämmen ge-

pflegt. Die ersten Spuren der Jagd mit dem Falken lassen sich in Deutschland bis auf die Zeit der Völkerwanderung, also bis Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr. zurückverfolgen. Die Gesetzbücher der verschiedenen germanischen Stämme aus dem 5. bis 7. Jahrhundert setzen schwere Strafen auf Entwendung oder Beschädigung von Beizvögeln, und dieser eigenartige Sport bildete dann im Mittelalter und bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts eines der vornehmsten ritterlichen Vergnügen, dem auch die Edelfrauen mit besonderer Vorliebe huldigten. Sie blieb, in Deutschland wenigstens, ein fast ausschließliches Vorrecht des Adels, und wurde vielfach mit solcher Leidenschaft betrieben, daß nachweislich ganze Familien dadurch dem Ruin zugeführt wurden.

Anfangs scheint man hauptsächlich den Habicht, den Sperber, den Lerchen- und Wanderfalken zur Beize benutzt zu haben, sämtlich Raubvogelarten, die in Deutschland heimisch waren. Später wurde jedoch fast ausschließlich der Jagdfalke (Falco islandicus) und neben ihm der Würgfalke (Falco laniarius) abgerichtet. Norwegen bildete die Hauptbezugsquelle für alle Falkenarten, zumal den weißen Jagdfalken, wie auch aus einer Stelle im „Parzival" hervorgeht. Hauptstapelplatz für Beizvögel in Deutschland war aber Marienburg, von wo der deutsche Orden einen ausgedehnten Handel mit Falken betrieb. Auch die Johanniter auf Rhodus lieferten zahlreiche Beizvögel, und namentlich die Würgfalken wurden von ihnen bezogen. Kaiser Karl V. überließ später diesen Ordensrittern die Insel Malta gegen das bloße Versprechen, ihm jährlich einen Jagdfalken zu beschaffen, wie überhaupt noch manche historische Daten beweisen, wie sehr hoch namentlich die weißen Jagdfalken gewertet wurden.

Dementsprechend erhielten diese Vögel auch die sorgsamste Wartung und Pflege. Man brachte sie in einer ge-



Jagdfalke (Falco islandicus).

räumigen, hellen und trockenen Falkenkammer unter, worin sie auf Sitzstangen in Mannshöhe vom Boden, dem sogenannten „hohen Rick", angefesselt saßen. Zu ihrer Wartung und Abrichtung hatte man eigene Falkeniere (französisch: fauconnier), die am französischen Hofe von der Jägerei streng getrennt waren. Daher gab es fortwährenden Streit zwischen Jägern und Falknern, da jeder Teil seine Jagdmethode für die vornehmere hielt. Endlich wurde der Gegensatz dadurch ausgeglichen, daß man offiziell für den Sommer der Jagd mit Hunden, für die Winterszeit aber der mit Beizvögeln den Vorrang gab. Jedesmal im Mai trieben die in Grau gekleideten königlichen Jäger die Falkeniere mit grünbelaubten Ruten vom Jägerhofe. Wenn aber der Winter seinen Einzug hielt, verjagten diese ebenso die Jäger, welche dann ihre Hunde in den Zwinger sperren mußten. Dort feierte die Falknerei unter König Franz I. (1515 bis 1547) ihre Glanzzeit. Die königlichen Falknereianstalten standen damals unter einem Oberfalkenmeister, der 50 Edelleute und 50 Falkenmeister unter sich hatte, über 300 Beizvögel verfügte und dem das Recht zustand, im ganzen Königreich nach Belieben zu jagen. Auf allen Reisen des Monarchen wurde der riesige Apparat mitgeführt, und die jährlichen Ausgaben betrugen gegen 40,000 Livres.

In Deutschland dagegen erreichte die Falknerei ihre Blütezeit und wurde zur Kunst ausgebildet bereits unter Friedrich II. von Hohenstaufen (1215 bis 1250). Dieser geniale Monarch hat uns unter dem gemeinsamen Titel „De arte venandi cum avibus" (Ueber die Kunst, mit Vögeln zu jagen) in lateinischer Sprache ein Buch über die Natur der Vögel und ein zweites über die Falknerei hinterlassen. Einer der leidenschaftlichsten Liebhaber der Beize war in späterer Zeit Markgraf Wilhelm Friedrich von Ansbach, der in zwei Revieren von 1730 bis 1755

nicht weniger als 1763 Milane, 4174 Reiher, 4857 Krähen, 1647 Elstern, 14,087 Rebhühner, 985 Fasanen, 398 Wildenten und 959 Hasen beizte.



Würgfalke, schlägt eine Krähe.

Die Beize wurde und wird noch gegenwärtig in Asien, insbesondere in Persien und im Sudan, hauptsächlich zur Jagd auf Gazellen, selbst Antilopen benutzt; die Angriffe der Beizvögel werden durch Wind- und Fanghunde unter-

stützt. In Deutschland dagegen brauchte man die Beizvögel bloß zum Aufspüren des Wildes, wobei sie die gleichen Dienste zu verrichten hatten wie unsere Vorstehhunde. Es wurde in Europa auf Reiher, Kraniche, Enten, Feldhühner, Schwäne, Wildtauben, Krähen, Raben, Kaninchen und Hasen gejagt. Am spannendsten aber erwies sich die Jagd auf den Reiher, wobei es freilich auch oft vorkam, daß sich die Falken an dem langen, scharfen Schnabel der geschickt sich verteidigenden Reiher auffspießten. Nicht unerwähnt bleibe, daß das Wildbret des Reihers ehedem als besondere Delikatesse galt.

An den mittelalterlichen Brauch, über einem erlegten Wild ein Gelöbnis zu thun, das dann unverbrüchlich gehalten wurde, erinnert das altfranzösische Gedicht „Das Reihergelübde" (1338), dessen Inhalt folgender ist. Nach seiner Verbannung aus Frankreich fand Robert v. Artois freundliche Aufnahme in England. Da er ausgezeichnete Beizvögel besaß, ging er oft mit ihnen auf die Jagd, und als er eines Tages einen Reiher erlegt hatte, beschloß er, mit Hilfe dieser Beute sich eine Gelegenheit zu schaffen, um an Frankreich Rache zu nehmen. Er ließ zu diesem Behufe den Reiher rupfen und braten und trug ihn mit großem Gepränge auf silberner Schüssel in den Palast des Königs Eduard III. von England (1327 bis 1377), indem er alle Ritter aufforderte, ihm zu folgen. Als der ganze Zug vor dem Könige angekommen war, der als Schwestersohn des 1328 ohne männliche Erben verstorbenen Königs Karl IV. von Frankreich auf dieses Land Ansprüche erhoben hatte, die jedoch auf Grund des Salischen Gesetzes zurückgewiesen wurden, hielt Robert an die Versammlung folgende Ansprache: „Ich lade euch ein, über diesem Reiher ein Gelübde zu thun, eurer Tapferkeit würdig. Wie ihr wißt, ist der Reiher das schlechteste und furchtsamste unter allen Tieren, weil er sich vor seinem eigenen Schatten fürchtet.

Darum gebe ich ihn hier dem Feigsten unter allen Menschen!" Damit reichte er den Vogel dem Könige. Dieser



Hoch in den Lüften.

legte nun, außer sich vor Wut, und um den Vorwurf der Feigheit von sich abzuweisen, über dem Reiher das Gelübde ab, daß er binnen Jahr und Tag auf Tod und Leben mit

dem König Philipp VI. um die Krone Frankreichs kämpfen wolle. Alle anwesenden Ritter folgten nun seinem Beispiel und schwuren, Eduards Rechte auf die Krone Frankreichs bis in den Tod verteidigen zu wollen. So wurde ein Reiher die Ursache zu einem blutigen Krieg zwischen den beiden Nationen, der fast hundert Jahre gewährt hat. —

Mit dem allmählichen Erlöschen der feudalen Vorrechte und der Verbesserung der Feuerwaffen, mit der fortschreitenden Kultur überhaupt, trat die Beize in Europa mehr und mehr in den Hintergrund. In Deutschland und Frankreich bereiteten ihr die Große Revolution und die Kriege unter Napoleon I. ein gänzliches Ende. Im Jahre 1861 unternahm jedoch die Kaiserin Eugenie den Versuch, diesen feudalen Sport wieder aufleben zu lassen. Durch den Fürsten von der Moskwa und den Baron de Pierre ließ sie in Motte-Beuvron einen vollständigen Falkenhof einrichten, indessen blieb die erhoffte Hebung der Falknerei aus. Heute ist die Jagd mit Falken auf England, Irland und Schottland, sowie die Niederlande beschränkt. Dort giebt es auch noch erfahrene Falkeniere, die diesen Jagdbetrieb berufsmäßig ausüben.

Sowohl für den Vogel selbst, wie für den Dresseur war und ist die Erziehung und Abrichtung des ersteren zur Beize ein sehr schwieriges Stück Arbeit. Gegenwärtig dient der isländische Jagdfalke wohl kaum noch zur Beize. Meist benutzt man den Habicht, den Wanderfalken und für die Erlegung kleinerer Vögel den Sperber. Am zweckmäßigsten ist es, die Vögel dem Neste zu entnehmen, da ältere, „Wildfänge“ geheißen, sich viel schwieriger dressieren lassen.

Sobald der junge Falke (ebenso der Habicht oder Sperber) stark genug geworden ist, wird er in erster Linie daran gewöhnt, angefesselt ruhig auf seiner Stange sitzen zu bleiben, ohne mit den Flügeln zu schlagen. Zu dem Zweck wird an seinen Fängen (Beinen) ein Riemen aus weichem, zähem



Amsel von einem Sperber verfolgt.

Leder — meist Hundeleder — befestigt, den man durch einen Ring mit dem bogenförmigen Sitzholz verbindet. Letzteres ist bogenförmig, damit der Vogel, der später auf der Faust des Jägers sitzen soll, von vornherein lernt, auf einem möglichst kleinen und keine seitlichen Bewegungen verstattenden Raume zu verharren. In die Bogenöffnung ist eine Leinwand eingespannt, damit der Falke nicht unter der

Sitzstange durchkriechen und sich, wenn er das mehrmals wiederholt, mit der Fessel verwickeln kann.

Sobald der Vogel ruhig sitzen bleibt, wird dazu übergegangen, ihn zum Stillsitzen abzurichten, auch wenn man ihn auf der Faust trägt. Er wird zunächst verkappt, das heißt, man setzt ihm eine Kappe aus weichem Leder auf den Kopf, die ihn am Sehen verhindert. Sie hat vorn eine Oeffnung für den Schnabel und wird am Halse durch einen leichten Riemen zugebunden. Ein kleiner, bunter Federbusch dient als Zierat.

Alsdann zieht der Falkner einen starken Lederhandschuh über seine linke Hand, nimmt den Vogel an die Kurzfessel und setzt ihn auf die Faust. Wenn er hier ruhig sitzen bleibt, dann unternimmt der Abrichter an einem ruhigen Orte erst kleinere und dann fortschreitend größere Bewegungen und Gänge, bis der Falke nicht mehr mit den Flügeln schlägt, sondern ruhig sitzen bleibt. Hierauf wird die gleiche Uebung mit dem nicht mehr verkappten Vogel ausgeführt. Seine Atzung bekommt er während dieser Zeit nur, indem er auf der Faust des Dresseurs sitzt.

Sobald der Vogel auf der Faust völlig vertraut ist, geht man mit ihm auch an Orte, wo Menschen verkehren, und läßt zuletzt während des Abtragens von anderen durch Trommelschlagen und dergleichen Lärm machen. Wenn er auch hierin vollkommen „ferm" geworden ist, beginnt der schwierigere Teil des Abtragens. Dieser besteht darin, daß der Falke auf den Ruf herangeflogen kommt („beireitet"), und hiermit werden auch gleich die ersten Uebungen im Stoßen auf Federwild verbunden.

Ehedem, mitunter auch heute noch, benutzte man dazu ein Instrument, „Federspiel" oder „Luder" geheißen. Der letztere Ausdruck ist wohl aus dem französischen „leurre", womit dort dieselbe Vorrichtung bezeichnet wurde, entstanden. Sie besteht aus einem kleinen Stücke Holz, das mit

Leder überzogen und mit einem Ring versehen ist. Auf beiden Seiten sind zwei mittelgroße Flügel — meist von Tauben — angebracht. Am Ringe sitzt ein ziemlich langer Riemen und auf dem Holz zwischen den beiden Flügeln ein Haken, an dem man die Atzung befestigt.



Junger und alter Habicht, am Sitzholze angefesselt.

Fortan erhält der Vogel seine Nahrung nur noch auf dem Federspiel, von dem er sie abkröpfen muß, damit er alle Scheu vor dem Instrument verliert. Wenn der Abrichter sich mit dem beköderten Federspiel dem Vogel nähert, läßt er immer den gleichen Ruf vernehmen, etwa: „Hol's,

mein Falk!" oder: „Komm, mein Falk!" Hat dieser die anfängliche Scheu vor dem Federspiel verloren, dann hält man es ihm nicht mehr vor, sondern wirft es unter Anwendung des ihm jetzt vertrauten Rufes vor ihn hin. Der Vogel begreift, daß der Ruf und das Federspiel stets eine Atzung für ihn bedeuten, und er fliegt auf das Federspiel zu, um die darauf festgehakte Nahrung abzukröpfen. Allmählich geht man dann dazu über, ihn auch zu rufen, ohne daß ihm dabei das Federspiel gezeigt wird.

Auf diese Weise lernt das Tier, jedesmal auf die Faust seines Herrn zu fliegen, wenn dieser es ruft, oder der Ruf unterbleibt, und an seine Stelle tritt ein Schwenken des Federspiels. Bei der Jagd kann es nämlich vorkommen, daß der Falke zu weit entfernt ist, um das Rufen zu vernehmen, während er das Schwenken des Federspiels noch sehen kann. Das Bild auf S. 191 veranschaulicht einen Vorgang aus diesem Stadium der Abrichtung. Zwei Würgfalken, die später gemeinsam jagen sollen, und deswegen gemeinsam abgetragen werden, sind so weit dressiert, daß sie dem Rufe des Falkners Folge leisten, und erhalten nun, nachdem sie gehorsam „beigeritten" sind, eine Drossel zur Belohnung.

Auch statt des vorgeworfenen Federspiels wird später ein lebender Vogel genommen, dem man bei den ersten Malen aber die Flügel zusammenbinden muß, damit er den Falken nicht durch Flattern erschrecke. Auch begießt man ihn wohl mit Blut, um den Uebergang von der bisherigen Fleischatzung zu dem lebenden Vogel möglichst unmerklich zu machen. Ein weiterer Fortschritt der Abrichtung besteht darin, daß man dem bei den bisherigen Uebungen noch immer an der Langfessel verbliebenen Vogel beibringt, auch ungefesselt auf den Zuruf des Herrn „beizureiten". Diese Uebung geschieht zuerst im geschlossenen Raume, dann erst im Freien, anfangs an einer sehr langen Fessel, später ohne diese.



Falken auf dem „hohen Rick".

Die sämtlichen vorstehend geschilderten Verrichtungen werden als das „Abtragen" der Beizvögel bezeichnet. Wenn dieses durchgeführt ist, kann erst zur praktischen Jagdausübung geschritten werden, wobei man aber wiederum ebenso folgerichtig und allmählich wie bisher vorgehen muß, um dem Falken beizubringen, was eigentlich von ihm verlangt wird. Man beginnt deshalb damit, einen eingefangenen kleineren Vogel, etwa eine Drossel oder Turteltaube, vor ihm steigen zu lassen, nach dem man den von der Haube befreiten Falken unter dem ihm bekannten Zuruf wirft. Dann wird der Falke den Vogel sofort verfolgen und nach ihm stoßen, um ihn zu fangen. Der Falkner muß der „Beize", wie diese Verfolgung insbesondere genannt wird, möglichst rasch folgen, um den Falken, der den erbeuteten Vogel zum Lohn erhält, sofort wieder „beireiten" zu lassen.

Sobald diese Versuche zur Befriedigung ausgefallen sind, kann man das Wild von Hunden aufsuchen und den Falken danach fliegen lassen, oder man zeigt diesem Flugwild in der Luft und läßt ihn danach steigen. Auf wehrbare Vögel wie den Reiher kann man selbstverständlich nur einen gewandten und starken Beizvogel benutzen, da sich zwischen ihnen in der Luft nicht selten ein Kampf entspinnt, bei dem dieser die äußersten Anstrengungen machen muß, um Sieger zu bleiben, was durchaus nicht immer der Fall ist. Wir haben schon erwähnt, daß die Reiherbeize die spannendste ist, aber auch die Verfolgung einer Krähe durch einen Jagdfalken bietet ein interessantes Schauspiel.

Dort streicht unter lautem Gekrächz ein Schwarm der schwarzen Vögel durch die Luft, nicht ahnend, welche Gefahr ihm aus dem kleinen Weidengebüsch dort unten droht. Der Falkner mit seinem flinken Gehilfen hat sich darunter verborgen, und als gerade die Krähen dicht darüber hinfliegen, läßt jener den Ruf: „Ho hoch, mein Falk!" ver-



Falkner beim „Abtragen" von Beizvögeln.

nehmen. Der entfesselte Würgfalke schießt hervor, sich blitzschnell über den Krähenschwarm erhebend. Eine der am weitesten nach außen fliegenden ersieht er sich zur Beute und stößt nun wie ein Pfeil auf sie herab. Aber auch die Krähe hat die drohende Gefahr bemerkt und schlägt gewandt einen Haken, so daß der Falke mit geöffneten Fängen hart an ihr vorüberschießt. Das erste Mal hat er seine Beute verfehlt, aber bevor die geängstigte Krähe noch weiß, wo ihr Feind geblieben ist, hat dieser sich, fast ohne Flügelschlag, schon wieder über sie emporgeschwungen. Es folgt alsbald der zweite Stoß, dem die Krähe abermals zu entgehen sucht, aber diesmal glückt es ihr nicht. Federn stieben in der Luft, den Weg bezeichnend, den sie mit ihrem aufgezwungenen Reiter nimmt. Ohnmächtig mit den Flügeln schlagend, muß die Krähe den Falken zur Erde tragen, wo der Falkner sie in Empfang nimmt. Um kleinere Vögel zu beizen, verwendet man den Sperber, dessen Kühnheit und blitzschnelle Bewegungen ihn zum gefährlichsten Feinde der Drosseln, Tauben u. s. w. machen.

Von Vierfüßlern werden beim heutigen Falkensport in Europa nur noch Hasen gebeizt, und zwar verwendet man hierzu meist den Habicht, der im „Schlagen" des flüchtenden Wildes unübertrefflich ist. Ehe er sich's versieht, ereilt den gehetzten Lampe das Verderben und machen ihm die scharfen Fänge des Beizvogels eine Fortsetzung der Flucht unmöglich. Das Gerassel der Falknerschelle, die der Habicht trägt, ist das Totengeläute des armen Schelms.

Interessant ist es, damit eine Gazellenbeize zu vergleichen, wie sie zum Beispiel in Aegypten betrieben wird, jedoch nur von den Großen des Reiches, da sie eine große Anzahl von Menschen, Pferden, Hunden und Falken erfordert, mithin sehr kostspielig ist. Den Vortrupp bilden, nach der Schilderung eines Reisenden, erfahrene Jäger, welche das Wild erkunden, durch Zeichen die Richtung an-



geben, wo solches steht, und je nach dem herrschenden Winde die mit den Falken folgenden Jäger anweisen, wie sie reiten sollen. Geräuschlos und möglichst dem Winde entgegen, nähert man sich unter geschickter Benutzung der Bodenverhältnisse einem Rudel Gazellen. In geeigneter Entfernung wird einem erprobten Falken die Haube abge-



Beigerittene Würgfalken erhalten die Atzung.

nommen und er geworfen, sowie er die Gazellen eräugt hat. Er steigt dann hoch in die Luft, schießt von oben blitzschnell auf eine Gazelle herab und sucht ihr in der Augengegend seine Fänge einzuschlagen. Das überraschte Tier bemüht sich im Fortlaufen, ihn abzuschütteln, und der Falke muß auch mitunter von ihm ablassen, aber nur, um das Opfer sofort von neuem zu packen. Mittlerweile sind die Hunde abgekoppelt, die sogleich dem Falken folgen, ihn

nebst der Gazelle fest im Auge behaltend, und hinter ihnen drein jagen im vollsten Laufe die Jäger. Ist ein Falke gut dressiert, dann hält er jede nicht allzu große Antilope auf, bis die Hunde herangekommen sind und sie nieder-



Hase vom Habicht gebeizt.

reißen. Sobald ein Falke die flüchtige Gazelle überholt und auf sie stößt, oder wenn er sich von dem Tier, in dessen Hals er die Fänge eingeschlagen hat, eine längere Strecke mit forttragen läßt, so äußern alle Jagdgenossen begeisterte Beifallszeichen. Wird das Wild von den Hun-

den, die meist Windspiele sind, ereilt und niedergerissen, dann begiebt sich schleunigst einer der Jäger hinzu, bemächtigt sich des Falken, giebt dem Wilde den Gnadenstoß, treibt die Hunde weg und kröpft den wackeren Beizvogel.

In England giebt es eine ganze Reihe von Falkenjagdklubs, die diese uralte Jagdart neu zu beleben suchen. Die alljährlichen Beizjagden des „Old-Hawking-Klubs" in den Ebenen von Wiltshire (südliches Zentralengland) bilden das Stelldichein aller Freunde der Falkenjagd in ganz Großbritannien, wozu sich auch Liebhaber vom Festlande einfinden. Auf der holländischen Insel Texel finden gleichfalls noch regelmäßige Beizen statt. Bei der Internationalen Jagdausstellung von 1880 in Cleve ist auch auf deutschem Boden wieder eine regelrechte Beize abgehalten worden.





Kommt der Weltuntergang?

Naturwissenschaftliche Skizze von **Dr. R. Kreusner.**

(Nachdruck verboten.)

Von Zeit zu Zeit treten immer wieder Propheten auf, welche für einen näheren oder entfernteren Zeitpunkt den Untergang alles Lebendigen auf unserer Erde oder gar die Vernichtung des ganzen Erdballes, ja sogar unseres ganzen Sonnensystems voraussagen. Auch der Universalwettermacher Rudolf Falb ist unter die Unglückspropheten gegangen, indem er in einem vor wenigen Jahren zu Leipzig gehaltenen Vortrage eine Erdkatastrophe für den 13. November 1899 in Aussicht gestellt hat. Obgleich sich dieser Vortrag auf Behauptungen stützte, vor welchen, wie man hätte glauben können, jedermann längst die Angst verloren haben müßte, fand Falb doch in weiten Kreisen derartige Beachtung, daß sich sogar der Direktor der Berliner Sternwarte, Dr. Förster, veranlaßt sah, gegenüber den einseitigen Falbschen Ausführungen und deren mißverständlicher Deutung durch das Publikum einen Beruhigungsartikel im amtlichen Organ des Deutschen Reiches, im „Reichsanzeiger", zu veröffentlichen.

Nun, heutzutage, wo man erkannt hat, daß unsere Erde nur ein einziger und noch dazu kleiner Stern aus

der ungezählten Millionenschar der Himmelskörper ist, erwägt man, entsprechend unserer so gewaltig erweiterten naturwissenschaftlichen Erkenntnis, genau und sachgemäß alle Möglichkeiten, welche dereinst die Erde für Menschen unbewohnbar machen oder gar zertrümmern könnten, und solcher Möglichkeiten sind allerdings sehr viele denkbar.

Eine der Grundbedingungen für das Bestehen von Menschen und Landtieren ist die Existenz einer Atmosphäre, welche den zum Atmen notwendigen Sauerstoff in ausreichender Menge enthält. Wird aber diese Atmosphäre immer so bleiben, wie wir sie für unsere Lebenszwecke brauchen?

Da machen die einen darauf aufmerksam, daß die Erde, welche mit einer Geschwindigkeit von sechzig Kilometer in der Sekunde ihren Umlauf um die Sonne vollzieht, daneben mit einer Geschwindigkeit um die eigene Achse sich dreht, welche für einen Punkt am Aequator 520 Meter in der Sekunde beträgt, und endlich noch samt der Sonne und allen Begleitern derselben mit reißender Geschwindigkeit durch den Weltenraum dahinstürmt, in dieser dreifachen, wirbelnden Bewegung notwendig fortwährend Teile ihrer Atmosphäre an den Weltraum abgeben muß, bis der Augenblick kommt, wo sie, nachdem lange vorher alles organische Leben erloschen, wie unser Mond ohne jede Spur von Lebensluft ein toter Stern sein wird. Andere rechnen mit der Möglichkeit, daß die Erde mit der Zeit in Welträume geraten kann, welche mit zur Atmung unbrauchbaren Gasen wie Kohlensäure oder dem in manchen Nebelflecken mittels der Spektralanalyse in ungeheuren Mengen nachgewiesenen Wasserstoff angefüllt sind. Eine dritte Theorie behauptet, daß das Wasser der Ozeane wie der Flüsse unausgesetzt in bedeutenden Mengen durch Risse und Spalten der festen Erdrinde in die Tiefe dringt und dort mit anderen chemischen Stoffen dauernde

Verbindungen eingeht, und daß am Ende dieses Prozesses das zum organischen Leben absolut notwendige Wasser gänzlich von der Erdoberfläche verschwunden sein wird.

Im Gegensatz zu diesen Austrocknungstheoretikern prophezeien uns andere wieder den Untergang durch ein Uebermaß von Wasser, indem sie entweder auf die unleugbar in regelmäßigen Zeiträumen abwechselnd auf der nördlichen und dann auf der südlichen Halbkugel eintretenden Eiszeiten und Ueberflutungsperioden hinweisen oder behaupten, daß infolge der Erosionsarbeit des Regenwassers und der Flüsse, welche jahraus, jahrein an unseren Gebirgen nagen und große Mengen Erdreich in die Meere führen, der Erdball schließlich derartig abgeschliffen sein wird, daß alle Hochländer und Gebirge ins Meer hinuntergespült sein werden, welches alsdann alles feste Land bedecken und uns vor die Zwangswahl stellen wird, uns den Lebensbedingungen der Wassertiere anzupassen oder umzukommen.

Daß unsere menschliche Existenz auf solche Weise ein Ende finden kann, muß von der Wissenschaft zugegeben werden, ebenso wie jene weitere Theorie, daß sich die Erde in fortschreitender Abkühlung befindet, und daß einmal alles in Frost und Eis ersterben wird. Man trägt der menschlichen Wißbegier sogar so weit Rechnung, daß man annähernd die Zeit zu berechnen versucht, wann die eine oder andere Katastrophe eintreten dürfte. So zweifelhaft es aber ist, welches der möglichen Naturereignisse die Menschheit vom Erdboden hinwegfegen, und wann das Ende des Menschengeschlechts eintreten wird, so stimmen diese Berechnungen wenigstens darin überein, daß es unseren Nachkommen noch durch eine erkleckliche Reihe von Jahrtausenden vergönnt sein wird, sich unter den bisherigen Bedingungen auszuleben. Dahingegen hat in allerjüngster Zeit ein Gelehrter von Weltruf, der englische Physiker und Chemiker Lord Kelvin oder — wie er bis zu seiner

Adelung hieß — William Thomson, den Untergang von Mensch und Tier innerhalb der kurzen Spanne eines halben Jahrtausends in Aussicht gestellt. Er geht aus von der auf Grund unanfechtbarer geologischer Thatsachen sehr wahrscheinlichen Annahme, daß unsere Erde in ihrem Jugendalter von einer Atmosphäre umgeben war, welche im wesentlichen nur aus Stickstoff und Kohlensäure bestand. Unter diesen Umständen in Verbindung mit der hohen Wärme des damaligen irdischen Klimas und den unaufhörlichen Regengüssen war die Erde ein Treibhaus, und die Vegetation entfaltete sich in einer für uns geradezu unfaßbaren Ueppigkeit, von welcher wir uns aus den Befunden unserer damals entstandenen Kohlenlager nur eine schwache Vorstellung machen können.

Die chemischen Vorgänge des Pflanzenlebens gipfeln nun im wesentlichen darin, daß sich im Pflanzenleib unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen aus Kohlensäure und Wasser Cellulose, Kohlehydrate und Zucker bilden, während Sauerstoff ausgeschieden wird. Auf diese Weise wurde die Atmosphäre allmählich des hohen Kohlensäuregehaltes ledig und statt dessen mit Sauerstoff bereichert, und so traten lange Zeit nach Beginn des Pflanzenlebens die Bedingungen auf der Erde ein, unter welchen sich das Tierleben entfalten konnte. Das Tier arbeitet aber den Pflanzen entgegen; es verwendet zu seiner Nahrung Kohlenstoffverbindungen, welche mittels des Sauerstoffes der Atmungsluft im Körper verbrannt werden, und atmet Kohlensäure aus.

Da die Pflanzenwelt an Formenzahl das Tierleben bei weitem überragt, ist nun freilich nicht daran zu denken, daß Menschen und Tiere allein je im stande sein könnten, das in der Atmosphäre befindliche Kapital an Sauerstoff, welches sich nach exakter Berechnung auf mehr als zehntausend Billionen Meterzentner beläuft, nennens-

wert zu schmälern. Was aber die Lungen aller Lebewesen nicht zu verrichten im stande sind, besorgen die menschlichen Feuerstätten, vor allem aber unsere Fabriken, Eisenbahnen und Dampfschiffe, welche jahraus, jahrein die Wälder der Vergangenheit, die Kohlen, in Kohlensäure zurückverwandeln. Dadurch gelangen ununterbrochen ungeheure Mengen von Kohlensäure in die Luft, während Sauerstoff verbrannt wird, und es muß endlich jener Zustand wieder eintreten, welcher in fernster Vorzeit geherrscht hat, daß die Atmosphäre wieder nur aus Kohlensäure und Stickstoff besteht. Damit aber ist das Schicksal der Menschen besiegelt; sie müssen ersticken, lange bevor der letzte Sauerstoff verbrannt ist. Den Eintritt dieser Zeit berechnet Lord Kelvin auf von jetzt an etwa fünfhundert Jahre, ein Zeitraum, nach welchem zwar keinen der jetzt Lebenden eine Sorge mehr drücken wird, der aber im Leben der Menschheit nur eine bescheidene Spanne bedeutet.

Zum Troste ängstlicher Leser, welche etwa für das Leben ihrer fernsten Nachkommen besorgt sein könnten, sei hier gesagt, daß der Verwirklichung der Kelvinschen Prophezeiung mehrere Umstände hinderlich im Wege stehen. Erstens bildet die Pflanzenwelt bis dahin nach wie vor unausgesetzt große Mengen Sauerstoff, und die Verdrängung des Sauerstoffs durch Kohlensäure wird dadurch jedenfalls sehr verlangsamt. Ferner aber wird sich, lange ehe der Kohlensäuregehalt der Luft einen unerträglichen Grad erreichen kann, die nachteilige Wirkung desselben in Gesundheitsschädigungen äußern, welche die Menschheit energisch dazu antreiben werden, sich von Holz und Kohle als Wärme- und Kraftquellen unabhängig zu machen.

Und gerade hierzu sind wir schon jetzt auf dem besten Wege. Die Elektrotechnik hat uns, obgleich sie gegenwärtig noch in den Kinderschuhen steckt, doch schon die Möglichkeit eröffnet, die ungeheuren Kräfte, welche in den Gebirgs-

wässern mit starkem Gefälle und in den majestätisch dahinflutenden Strömen des Flachlandes liegen, in elektrischen Strom umzuwandeln und Hunderte von Kilometern von diesem Erzeugungsort entfernt wieder in Kraft und Licht und Wärme zurückzubilden. Was hier mit der Wasserkraft gelungen ist, wird zweifellos — und zwar zu einer Zeit, die wahrscheinlich näher liegt, als wir alle vermuten — auch mit anderen noch viel stärkeren Naturkräften, insbesondere dem strahlenden Sonnenlicht, der Windbewegung und der Flut und Ebbe des Meeres erreicht werden. Es ist daher sicher, daß sich die Menschheit von den Kohlen unabhängig gemacht haben wird, lange bevor uns ein erhöhter Kohlensäuregehalt der Luft in Atemnot versetzen kann.

Was nun aber die bereits erwähnte Falbsche Prophezeiung anlangt, so kommt folgendes in Betracht. Am 13. November 1899 soll nach ihr die Erde mit einem Kometen zusammenstoßen. Es ist nun richtig, daß gerade zu diesem Termine die Erde einem ungewöhnlich starken Schwarm von Himmelskörpern begegnen wird. Alljährlich passiert nämlich dieselbe in den Tagen vom 12. bis 14. November eine Stelle, an welcher ihre Bahn von jener eines mächtigen Sternschnuppenhaufens, der sogenannten Leoniden, gekreuzt wird, welcher in einer langgestreckten Ellipse innerhalb 33¼ Jahren um die Sonne läuft. Millionen und aber Millionen dieser kleinen Himmelskörper haben sich im Laufe der Zeiten von dem Hauptschwarm abgelöst und über die ganze Bahn verstreut, und sie sind es, welche jedes Jahr in den schon genannten Novembertagen die Erscheinung zahlreicher Sternschnuppen hervorrufen. Die Mehrzahl derselben aber zieht in einem geschlossenen Haufen, einer langgestreckten Wolke vergleichbar, dahin, welche freilich so lang ist, daß sie mehr als zwei Jahre braucht, um über die Erdbahn hinwegzukommen

Eine Begegnung der Erde mit diesem Schwarm fand zum letztenmal in den Novembertagen des Jahres 1866 statt, und auch in den Jahren 1833 und 1799 ist dieselbe pünktlich mit ihm zusammengetroffen, ohne jemals den geringsten Schaden zu nehmen, und mit keinem anderen Erfolge, als daß sich dem Beobachter des Himmels in jenen Nächten ganz außergewöhnlich zahlreiche Sternschnuppen zeigten. Die Umlaufsperiode ist nun wieder einmal abgelaufen, und schon im vergangenen November zeigten sich die Vorläufer des Schwarmes. Der diesjährige November wird uns Sternschnuppen in noch größerer Zahl bringen, und der 13. November 1899, an welchem die Erde durch den dichtesten Teil der Leoniden hindurchgeht, wird das Schauspiel zu einer nie zuvor beobachteten Höhe steigern und uns den Anblick eines himmlischen Feuerwerks bieten, bei welchem die Sternschnuppen wie die Flocken eines Schneegestöbers das Himmelsgewölbe durchfurchen werden. Nachteilige Wirkungen für unsere Erde wird diese Begegnung in keiner Weise haben; schlimmsten Falls könnte ein Haus oder sonst ein brennbarer Gegenstand von einem bis zur Erdoberfläche herabgelangenden glühenden Meteoriten in Brand gesetzt werden. Aber auch das ist wenig wahrscheinlich und könnte nur so vereinzelt auftreten, daß es gänzlich ohne Belang wäre.

Größere Himmelskörper, durch deren Zusammenprall mit der Erde die letztere eine auch nur irgendwie merkbare Erschütterung erleiden könnte, sind in historischen Zeiten noch nie auf die Erde niedergefallen.

Die größten, in Grönland aufgefundenen Meteorsteinmassen sind mit ihrem Gewichte von etwa zwanzigtausend Zentnern gegen jenes des Erdballs ein verschwindend kleines, absolut unschädliches Atom. Die weitaus meisten Sternschnuppen sind aber noch viel geringfügiger an Masse. Sie erhitzen sich auf ihrem reißend schnellen Fluge von

siebzig Kilometer in der Sekunde durch die Reibung in der irdischen Atmosphäre zur Weißglut und lösen sich, lange ehe sie den Erdboden erreichen, durch Verbrennung in Gasform auf. Nur die größeren von ihnen gelangen als Stücke bis zu einigen Kilogrammen zu uns herunter und kontrastieren mit ihrem geringfügigen Gewichte auffallend mit der von ihnen am dunklen Nachthimmel hervorgerufenen glänzenden Lichterscheinung.

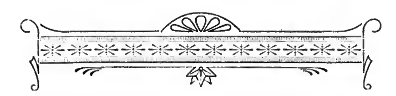
Zufälligerweise läuft in derselben Bahn mit den Leoniden noch ein Komet, welcher jedenfalls mit jenen zusammen in alten Zeiten einen einzigen großen Kometen gebildet hat. Auch er kann uns in keiner Weise gefährlich werden. Denn dieser Himmelskörper, welcher übrigens zum erstenmal schon vor mehr als fünfhundert Jahren, nämlich im Jahre 1366, von chinesischen Astronomen beobachtet wurde, läuft dem Leonidenschwarm um acht Monate vorauf und hat daher den kritischen Punkt, wo sich die Bahnen kreuzen, längst passiert, bevor die Erde an denselben gelangt. Uebrigens ist selbst der Kern der Kometen von so lockerer Beschaffenheit, daß sogar das Licht der Sterne ungehindert durch ihn hindurchgeht, und auch die Erde selbst ist in diesem Jahrhundert schon mehreremal durch den Kopf eines Kometen hindurchgegangen, ohne daß man außergewöhnliche Erscheinungen bemerkt hätte. Von Kometen und Sternschnuppen also haben wir nicht das Geringste zu fürchten.

Ist es aber gänzlich ausgeschlossen, daß die Erde irgend einmal mit einem großen und festen Himmelskörper zusammenrennt? Gewiß nicht! Nicht gar so selten leuchtet plötzlich an einer Stelle des Himmels, wo vorher entweder gar kein oder nur ein ganz schwach schimmernder Stern sichtbar war, in hellem Glanze eine ferne Sonne auf, um nach Monaten oder Jahren wieder abzublassen. Wir haben für diese wundersame Erscheinung keine andere

Erklärung, als daß dort zwei Himmelskörper aufeinandergestoßen sind und durch ein ungeheures Flammenmeer weit hinaus Kunde geben von der gegenseitigen Vernichtung. Dieses Geschick kann selbstverständlich auch einmal unser Sonnensystem ereilen. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß in einer fast unendlich fernen Zukunft die Erde, dem Gravitationsgesetz folgend, immer engere Bahnen um die Sonne ziehen und endlich in diese hineinstürzen wird. Bis dahin aber wird längst alles Leben auf unserem Stern erloschen sein. Denn die Sonne, welche ehemals wie andere große Fixsterne in hellster Weißglut leuchtete, befindet sich schon jetzt in einem Abkühlungsstadium, in welchem sie nur noch gelbliches Licht aussendet, und dieses Licht wird entsprechend der fortschreitenden Abkühlung dereinst in Orange, Hellrot und Dunkelrot übergehen, um endlich völlig zu erlöschen. Mit ihr aber erlischt das Leben auf der Erde, dessen Quelle und fortdauernde Erhalterin die Sonne ist.

Ueber jenes Ende aber sich den Kopf zu zerbrechen und alle Möglichkeiten auszudenken und auszumalen, hieße den festen Boden der Thatsachen verlassen und sich phantastischen Träumen hingeben; es ist eine Aufgabe für begabte Romanschreiber von der Art des phantasievollen Jules Verne. Die Wissenschaft hat damit nichts zu thun.





Berühmte Grabstätten.

Kunstgeschichtliche Wanderung von **Ernst Montanus.**

Mit 11 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Nicht nur ernste und wehmutsvolle Gedanken erweckt in uns der Anblick eines Grabes, dieser Wegweiser in „das unentdeckte Land, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt“, die Anlage, Herrichtung und Ausschmückung dieser letzten Ruhestätten der Erdenpilger liefern auch anziehende und wertvolle Beiträge zur Völkerpsychologie und, soweit es sich um mehr oder minder kunstvolle Bauten über Gräbern und Denkmäler auf solchen handelt, nicht minder zur Kunstgeschichte.

Man wird mit der Annahme wohl kaum fehlgreifen, daß als einfachste Urform, welche der in den vorgeschichtlichen Menschen wach werdende Trieb zur Kunst erzeugt hat, der künstlich aufgeworfene Hügel (tumulus) oder ein mächtiger Steinblock über der Grabstätte eines gefallenen Helden anzusehen ist. Bald richtete man auch wohl zwei mächtige Steinblöcke auf und legte einen dritten als Platte über sie. Man reihte eine Anzahl solcher Verbindungen zu einem Kreise, ja selbst zu mehreren weiten Kreisen an-

einander und hob den Mittelpunkt des Denkmals bedeutsam hervor. So sind die berühmten Steinkreise (stonehenge) bei Salisbury entstanden. Hier gewahren wir bereits ein unverkennbares Streben nach Zusammenhang und Gleichmaß und nach einer gewissen Harmonie. Weiterhin führte dann der Trieb nach einer festen, monumentalen Konstruktion dazu, daß man die unter Fels- oder Erdhügeln eingeschlossenen Grabkammern dadurch sicherte, indem man die aufeinander getürmten Steinschichten nach oben hin immer weiter vorkragen ließ, wodurch zuletzt eine Art Wölbung entstand. In einfacherer Weise wurden Kammern auch dadurch gebildet, daß man je zwei Steinplatten nach Art unserer Dachsparren schräg gegeneinander lehnte. Denkmäler dieser primitiven Stufe gehören, wie Lübke hervorhebt, nicht bloß der keltischen und germanischen Urzeit an, sondern sie erstrecken sich über die entlegensten Teile der Erde — ein Beweis dafür, daß überall die ersten Schritte zur Kunst sich von gleichartiger Basis aus bewegen.

Die Sitte, derartige Grabmäler zu errichten, beschränkte sich ursprünglich als Auszeichnung auf die Ruhestätten von Fürsten, Helden und anderen hervorragenden Persönlichkeiten, sie wurde aber schon im frühen Altertum allgemein und auf alle Toten ausgedehnt.

Aus jenen roh aufgeworfenen Erdhügeln und unbehauenen Steinblöcken ist nun das Grabdenkmal bis zur edelsten künstlerischen Gestaltung weiterentwickelt worden, und zwar war das bereits im Altertum der Fall. In den ägyptischen Pyramiden und sonstigen Grabbauten, den lykischen Felsengräbern, den israelitischen Königsgräbern, dem sogenannten Grab des Kyros u. s. w. sind für die ganze Entwickelungsgeschichte der Kunst wichtige Monumente auf uns gelangt. Am weitesten wurde der Gräberkultus bei den Aegyptern und Griechen getrieben. Die

ältesten, bis heute erhalten gebliebenen Bauwerke der Bewohner des Pharaonenlandes sind Grabbauten, die den Aegyptern als „ewige Häuser" galten und deswegen mit viel mehr Sorgfalt aufgeführt wurden, als die „Herbergen", die Wohnstätten der Lebenden. Die bedeutendsten unter diesen Grabbauten sind die Pyramiden, diese kolossalen Königsgräber; kein geringeres Interesse verdienen die Privatgräber und die Felsengräber der Könige



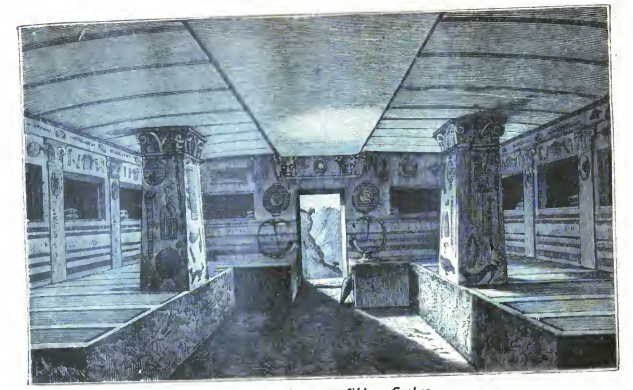
Lykisches Grab bei Makry.

des neuen Reichs in Theben, allein alle diese Monumente sind schon so oft geschildert worden, daß wir sie bei unseren Lesern wohl als bekannt voraussetzen dürfen.

Viel weniger ist dies der Fall bei den Grabbauten und -denkmälern, die der pelasgisch-etruskischen Kunst ihre Entstehung verdanken. Verschiedene kleinasiatische Gebiete, wie insbesondere Lykien, Phrygien und Lydien, wurden von Stämmen bewohnt, die zur Völkerfamilie der Pelasger gehörten und mit den Phönikern verwandt waren. Aegypter und nach ihnen Assyrer und Perser waren von starkem Einfluß auf ihre Kunst und gesamte Kultur gewesen, die sie dann ihrerseits teils nach Italien, teils

nach Griechenland durch Uebersiedelung verpflanzten. In der ursprünglichen kleinasiatischen Heimat haben diese Völker uns höchst interessante Grabbauten hinterlassen. Man findet dort sogenannte Kegelgräber, runde, unten ummauerte Grabhügel, ferner Felsenkammern mit in den Stein gehauener Fassade und endlich ganz freistehende, auf einem Unterbau ruhende. Ein solches lykisches Grab erhebt sich zum Beispiel in der Nähe von Makry, an dem gleichnamigen Golf, mitten aus einem sumpfigen Gelände, so daß es nur mittels eines Kahnes zugänglich ist; der viereckige Monolith, auf dem das seltsame Bauwerk ruht, ist vier Meter hoch, steckt aber beinahe ganz im Schlamm. Oben in der Wölbung der Decke befindet sich eine Oeffnung, die früher jedenfalls durch eine Steinplatte verschlossen wurde, und durch die man die Leiche in das Innere hinabließ.

Die tyrrhenischen Pelasger, die um 1200 v. Chr. nach Italien zogen, begründeten dort den etruskischen Staat und die etruskische Kunst, deren Ueberreste nicht bloß auf eine vielseitige und fein ausgebildete Kultur hindeuten, sondern auch manchen Aufschluß über das Wesen jenes merkwürdigen, nach der Unterjochung durch die Römer spurlos aus der Geschichte verschwundenen Volkes gewähren. In großer Ausdehnung hat man überall im alten Etrurien, das auf der westlichen Seite von Mittelitalien lag, Grabstätten gefunden, von denen die einfachsten bloße Grabhügel von Erde und Steinen, mitunter mit regelmäßig aufgemauertem Unterbau, sind. Zuweilen erheben sich kegelförmige Pfeiler auf der Oberfläche dieser Grabhügel, deren Inneres eine öfters durch vorkragende Steinringe gebildete Grabkammer enthält. Die großartigste Anlage dieser Art ist das 60 Meter im Umfang zählende und 14 Meter hohe Grab der Cucumella auf der alten etruskischen Gräberstätte bei Vulci. Dort wurde im Jahre

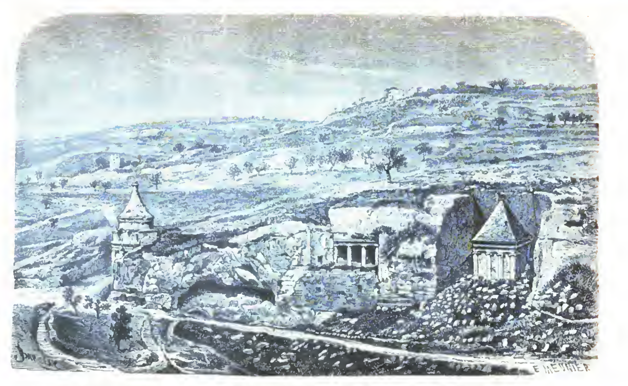


Inneres eines etruskischen Grabes.

1828 zufällig beim Pflügen eine Grabkammer geöffnet, und nun ließ Lucian Bonaparte, zu dessen Fürstentum Canino auch Vulci gehörte, die ersten Nachgrabungen anstellen, die binnen vier Monaten aus einem kaum vier Morgen großen Stück Land über 2000 Gegenstände der etruskischen Zeit, namentlich herrliche Vasen, ans Tageslicht förderten.

Ferner hat man bei Corneto (dem alten Tarquinii), Vulci, Cere und an anderen Orten Mittelitaliens auch grottenartig in den Felsen gearbeitete etruskische Gräber gefunden, entweder einfache Grabkammern oder miteinander verbundene Räumlichkeiten. In solchen Anlagen ruhen die Decken mitunter auf Pfeilern oder Säulen; in der Hauptkammer befand sich die aufgemauerte Lagerstätte des Verstorbenen, ringsumher standen Vasen und andere Geräte, und die Wände zeigten sich oft mit figürlichen Malereien, Figuren, symbolischen Darstellungen u. s. w. in bunten Farben geschmückt.

Die Bauten der alten Hebräer finden sich in der Bibel wohl beschrieben, indes doch nicht deutlich genug, um danach genaue Schlüsse über ihre Stilformen machen zu können. Bei dem langen Aufenthalte der Kinder Israels in Aegypten und Babylon ist aber wohl anzunehmen, daß sie jenen Völkern einen Teil ihrer Stilformen entlehnt haben; andere Formen wiederum dürften phönikisch gewesen sein, da Salomo bei seinem Tempelbau ja auch Werkleute aus Tyrus benutzte. Altisraelitische Gräber finden sich in großer Anzahl östlich von Jerusalem im Thal des Kidron, das von der Ueberlieferung schon seit alter Zeit als das Thal Josaphat bezeichnet wird. Die dortigen sogenannten Gräber der Könige, der Richter und Propheten ähneln in Anlage und Formgebung teils den Felsengräbern von Persepolis, teils denen von Karthago. Die Grabdenkmäler jenes Thales stammen aus verschiedener Zeit und



Die israelitischen Gräber der Könige, Richter und Propheten im Thale Josaphat.

bedecken schier zahllos den Boden oder sind in die Felsen eingehauen. Besonders fällt in die Augen das beinahe 15 Meter hohe sogenannte Grab Absaloms mit einem eigentümlichen, oben spitz zulaufenden Aufsatz, der ihm bei den Arabern den Namen Tantûr Fordôn (Mütze des Pharao) verschafft hat. Weiterhin ist bemerkenswert die Jakobushöhle, angeblich das Grab des Jakobus, Bruders des Evangelisten Johannes, umschließend; man erkennt sie leicht an der Vorhalle mit dorischen Säulen, hinter



Die Via Appia bei Rom.

der die Grabkammern liegen. Dicht daneben befindet sich die ganz aus dem Felsen gehauene Pyramide des Zacharias, ähnlich dem Grabmal Absaloms, nur mit pyramidaler Spitze.

Die Römer behielten während der ganzen Epoche der Könige die von den Etruskern übernommene Art der Grabmäler bei, die auch noch während der republikanischen Zeit äußerst einfach: ein Stein mit Inschrift, eine glattgemeißelte Felswand mit Amtsinsignien, blieben. In der Kaiserzeit dehnte sich der überhandnehmende Luxus auch auf dies Gebiet aus. Den Römern eigentümlich war die Gepflogenheit, keine besonderen Nekropolen oder Toten-

städte anzulegen, sondern die Gräber vielmehr unmittelbar vor den Stadtthoren, längs der Landstraßen, anzuordnen. Die berühmteste derartiger Gräberstraßen ist die Via Appia vor der Porta San Sebastiano zu Rom, die noch gegenwärtig eine große Menge von Gräbern und Grabdenkmälern aller Arten zu beiden Seiten aufzuweisen hat. Neben Familiengrabstätten findet man dort auch Einzelgräber, wie das berühmte Grabmal der Cäcilia Metella; auch leere Gräber für solche Verstorbenen, die verunglückt



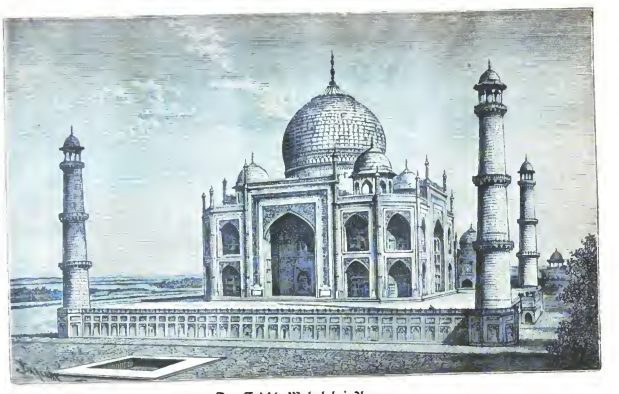
Das Grabmal Theoderichs zu Ravenna.

oder deren Leichen nicht aufzufinden gewesen waren. Eigenartig sind die Kolumbarien: große Gewölbe mit langen, übereinander liegenden Reihen kleiner Nischen, nach Art eines Taubenschlages, in die man die Aschenkrüge paarweise hineinstellte. Seit der Zeit der Antonine kam das Verbrennungssystem mehr und mehr in Abnahme und wurde durch das der einfachen Beerdigung verdrängt, die nebenbei übrigens in Italien von jeher bestanden hatte.

In der Kaiserzeit wurden die Grabdenkmäler mitunter in ganz kolossaler Ausdehnung angelegt: man denke nur an das Mausoleum des Augustus in Rom, das Hadrian für die kaiserliche Familie jenseits des Tiber begründete, die

heutige Engelsburg. Ganz den römischen Mausoleen verwandt und doch zugleich altgermanisch ist das Grabmal Theoderichs des Großen zu Ravenna, Santa Maria della Rotonda, gewöhnlich nur „La Rotonda“ genannt. Diese ehemalige Ruhestätte des gewaltigen Gotenkönigs, die seine Tochter Amalasuntha vollendete, ist ein zweigeschossiger Zentralbau, der unten ein massives Zehneck mit dem kreuzförmigen Gruftraum enthält. Von diesem führen zwei strebebogenartige Treppen zu dem stark zurücktretenden Obergeschoß. Dieser ist im Inneren kreisrund, von zehn kleinen Fenstern erleuchtet und durch einen riesigen Flachkuppelstein aus istrischem Kalkstein, der 8000 Zentner wiegt, abgeschlossen. Belisar soll die Asche des Königs haben beseitigen lassen, und im Mittelalter das Mausoleum als Chor der daneben stehenden, 1719 abgebrochenen Kirche Santa Maria della Rotonda gedient haben.

Eine besondere Form wußten die alten Inder ihren Grabmälern zu geben, indem sie über den Ruhestätten der Hingeschiedenen glockenförmige Hügel, Topes genannt, wölbten, die von Säulen umgeben und mit Steinbildwerken gekrönt wurden. Prächtig und imposant sind auch die Gräberbauten mohammedanischen Stiles, die während der Herrschaft der Großmogule dort entstanden und deren vorzüglichste in die Zeit Akbars des Großen und seines Enkels, des Schahs Dschehân, also in das 16. und 17. Jahrhundert fallen. Akbar baute bei Delhi das Mausoleum seines Vaters und zu Secunda bei Agra sein eigenes. Dschehân ließ bei Agra an der Dschamna seiner Lieblingsgattin Mumtây Mahal ein Mausoleum, Tadsch Mahal genannt, errichten, in dem er aber auch selbst beigesetzt ist. Dieses gilt als das vollendetste Bauwerk, das Indien aufzuweisen hat; den Plan entwarf Isa Mohammed Effendi, ein Osmane, und bei der Bauausführung wirkte namentlich auch ein in die Dienste des Schahs getretener Fran-



Der Tadsch Mahal bei Agra.

zose, Austin aus Bordeaux, mit, von dem die Inder die Kunst lernten, Edelsteine in Marmor einzulegen.

Der aus blendendweißem Marmor ausgeführte Kuppelbau dieses prachtvollen Mausoleums bildet ein unregelmäßiges Achteck, das 78 Meter über die Fläche einer Terrasse emporragt, die gleichfalls aus weißem Marmor hergestellt ist und in deren vier Ecken sich schlanke Minaretts erheben. In dem inneren Hauptraum des Tadsch sind Wände und Säulen von unten bis oben mit den kunstvollsten Mosaiken und prächtigen Steinschmuckarbeiten aus Achat, Karneol, Jaspis u. s. w. bedeckt, die allerlei Blumengewinde, Fruchtstücke, Arabesken und Inschriften darstellen. Wie es heißt, soll der ganze Koran auf diese Weise im Tadsch geschrieben stehen. Dabei ist alle Ueberladung ferngehalten; überall herrscht der feinste Kunstgeschmack, und Schönheit und Kostbarkeit des Materials bringen im Verein mit der vollendeten Ausführung einen wunderbar harmonischen Eindruck zuwege. Staunenswert ist die Feinheit der Schattierung in den eingelegten Arbeiten; in einem einzigen Nelkenblatt sind beispielsweise nicht weniger als 35 verschiedene Arten von Karneol zur Anwendung gelangt.

Der Fußboden ist aus weißen Marmorplatten hergestellt, die mit schwarzem Marmor ausgelegt wurden. Ein überaus zart ausgeführtes Gitterwerk aus weißem Marmor umgiebt die beiden, inmitten des Kuppelraumes stehenden Sarkophage aus gleichem Material, die jedoch leer sind. In einer darunter befindlichen Krypta sind zwei Sarkophage, die den oberen genau gleich sind, aufgestellt, welche die Ueberreste des Schahs und seiner geliebten Mumtây Mahal enthalten. Auf der Rückseite der Plattform stehen noch zwei Moscheen aus rotem Sandstein. Der ganze Bau soll 22 Jahre erfordert und gegen 32 Millionen Rupien (à 1 Mark 90 Pfennig) verschlungen haben.

Berühmt sind auch die Kalifen- und Mameluckengräber bei Kairo. Sie gehören der Epoche der Herrschaft der Mameluckensultane über Aegypten an und liegen außerhalb der alten Stadtmauer in der Wüste am Fuße des Mokattamgebirges. Diese lange Reihe von ausgedehnten und prachtvollen Grabmoscheen, die heute aber leider bereits stark in Verfall geraten sind, umschließt die Ruhestätte der bahritischen und tscherkessischen Sultane (1258 bis 1517) und macht mit ihren wundervoll gemusterten Kuppeldomen



Die Kalifengräber bei Kairo.

und zierlichen Minaretts, die sich von dem tiefblauen ägyptischen Himmel abheben, ganz den Eindruck einer Dekoration zu einem Bilde aus „Tausend und eine Nacht". Die bedeutendsten dieser Grabmoscheen sind die des Sultan Barkuk und die des Kait-Bey. Jetzt haben sich arme Fellachen und Bettlerfamilien in diesen Bauten eingenistet, wodurch deren Untergang noch mehr beschleunigt wird. Sobald sich europäische Touristen dieser Nekropole nähern, stürzen die zerlumpten Gestalten mit dem gellenden Ruf: „Backschisch! Backschisch!" hervor.

Sehr interessant ist für den Reisenden auch ein Besuch der türkischen Friedhöfe, deren schönster und berühm-

tester unstreitig der Konstantinopel gegenüber liegende große Friedhof von Skutari ist. Er stellt einen ungeheuren Cypressenwald dar, der von vielen Wegen, die als öffentliche Straßen dienen, durchschnitten wird. Die Stämme der Cypressen sind hier von ganz ungewöhnlicher Höhe und Stärke, und in ihren Gipfeln nisten Tauben. Zwischen den Bäumen liegen die unzähligen Gräber. An einzelnen Stellen des Friedhofes sind Steinhauerwerkstätten ein-



Auf dem großen Friedhofe von Skutari.

gerichtet, in denen die Grabsteine und Säulen aus Marmor hergestellt werden.

Der Türke wird mit dem Kopfe nach Mekka zu begraben, und danach richten sich auch die Grabmäler. Sie bestehen für jedes Grab aus zwei Platten oder Pfeilern, einer am Kopf, der andere am Fußende. Oben auf dem Kopfende ist bei den Grabstätten der Männer ein Turban oder Fes, auch wohl der Hut eines Derwisch ausgehauen, während die Grabsteine der Frauen entweder gar kein Kopfzeichen aufweisen oder oben in eine Muschel, ein Blatt oder eine Arabeske auslaufen. Bei den Gräbern der Reichen und Vornehmen ist außerdem der Boden mit einer Marmorplatte bedeckt, oder es tritt auch wohl ein

förmlicher Sarkophag an die Stelle der einfachen Grabsteine. Jene Platte hat stets in der Mitte ein rundes durchgehendes Loch, damit am Tage des jüngsten Gerichts der gute Engel Menkér die Seelen der darunter Begrabenen leicht und schnell aus der Erde hervorziehen und ins Paradies tragen kann. Der Friedhof zu Skutari ist reich an schönen Grabdenkmälern; eines davon, eine auf sechs Marmorsäulen ruhende Kuppel, bezeichnet den Platz, wo das Lieblingspferd Sultan Mahmuds begraben liegt.



Der Campo Santo zu Pisa.

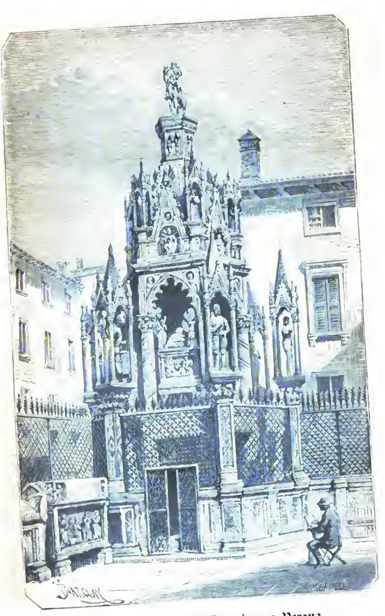
Die Sitte, Grabmäler zu errichten, übernahmen von den alten Römern die ersten Christen, wofür die zahllosen Grabsteine und Steinsarkophage in den Katakomben zeugen. Aus der Beisetzung der Entschlafenen in unterirdischen Begräbnisstätten ging die spätere Gepflogenheit hervor, Geistliche, Fürsten und nachher auch reiche, um die Kirche verdiente Bürger in Grüften unter dem Fußboden der Kirchen, Kapellen und Kreuzgänge zu bestatten. Oben stellte man über einem solchen Grabe dann entweder Sarkophage auf oder man ließ dort in den Boden eine steinerne oder metallene Grabplatte mit Inschrift und dem Reliefbildnis des Verstorbenen ein. Als der Raum auf den



Fußböden zu knapp wurde, befestigte man solche Grabplatten an den Wänden und Pfeilern der Gotteshäuser.

Dem Sarkophag fügte die gotische Kunst noch einen tempelartig ausgebildeten Baldachin hinzu, den man mitunter mit einer Unzahl von Figuren und Reliefs ausschmückte, wie man das beispielsweise an dem berühmten St. Sebaldusgrab in Nürnberg, 1506 bis 1519 von Peter Vischer und seinen Söhnen gefertigt, gewahrt. Auf dem Sarkophag lag gewöhnlich die Porträtfigur des Verstorbenen im Fürstenschmuck, in Rittertracht oder im Ornat u. s. w. und zu ihren Füßen ein entweder ihrem Wappen entlehntes oder irgend eine Tugend symbolisierendes Tier. Unmittelbar an die Kirche grenzte der Friedhof, auf dem man die weniger bevorzugten Gemeindemitglieder bestattete, deren Ruhestätten aber ebenfalls Grabsteine erhielten, die man oft an der Kirchenmauer befestigte.

Seit dem Beginn der Renaissanceperiode in Italien steigerte sich auch der Grabmälerluxus bedeutend. Die italienischen Kirchen und Klöster, sowie die Hallen der dortigen Friedhöfe (campi santi) weisen eine ganz erstaunliche Menge der schönsten, vielfach von den ersten Künstlern der Zeit ausgeführten Grabmäler auf. Ein edler gotischer Bau voll Poesie und Würde ist der Campo Santo auf dem Domhofe zu Pisa, zu dessen Ausführung Erzbischof Ubaldo de Lanfranchi dadurch den Anstoß gab, daß er 1188 aus Palästina eine Schiffsladung Erde vom Kalvarienberg heimbrachte. Dieser von 1278 bis 1283 durch Giovanni Pisani im Kern fertiggestellte und im 14. Jahrhundert durch Tommaso Pisani vollendete Friedhof hat im Inneren einen kreuzgangähnlichen Korridorumgang mit hohen Rückwänden und 62 Arkaden. Er enthält eine große Anzahl schöner Skulpturen und Grabmäler, und an den Wänden zieht sich eine Reihe berühmter Fresken hin, unter denen der Triumph des Todes von den Brüdern



Das Grabdenkmal Cansignorios zu Verona.

Lorenzetti und vierundzwanzig Kompositionen Benozzo Gozzolis aus dem Alten Testament die hervorragendsten sind.

Die Grabdenkmäler der Fürsten und Päpste boten in Italien den Anlaß zur höchsten Entfaltung von Plastik und Baukunst. Rom mit den Grabmälern der Päpste in St. Peter, Florenz mit Michelangelos Grabkapelle der Mediceer, Venedig und Verona sind die Standorte der vornehmsten Schöpfungen dieser Art.

In Verona befinden sich die vielbewunderten gotischen Grabmäler der Scaliger, die sich vor dem Kirchlein Santa Maria antica erheben. Nachdem 1260 Mastino della Scala zum Podesta oder Stadtoberhaupt von Verona gewählt worden war, blieb seine Familie 127 Jahre lang die herrschende in jener Stadt und erreichte unter Cangrande I. ihre höchste Macht und Blüte. Die Scaligergräber sind von 1277 bis 1370 errichtet und bestehen aus vier einfachen Gräbern und drei Freibauten, unter denen das Denkmal Cansignorios, das 10,000 Goldgulden kostete, das stolzeste und prunkvollste ist.

Man gestaltete in Italien, wie in Frankreich, England, Deutschland u. s. w. die Grabmäler teils als Sarkophage mit den schlafend oder betend wiedergegebenen Porträtfiguren der Verstorbenen, teils als Freibauten mit Baldachinen und Kuppeln, wie das herrliche Grabmal Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck, das Ludwigs des Bayern in der Münchener Frauenkirche u. s. w., oder endlich als architektonisch gegliederte und durch Nischen, Statuen und Reliefs belebte fassadenartige Aufbauten. Letztere lehnte man dann an die Wände, wie man das zum Beispiel an den Dogen- und Patriziergrabmälern in Venedig gewahrt. Während der Herrschaft des Barock- und Rokokostiles im 17. und 18. Jahrhundert wurde gerade diese Gestalt der Grabdenkmäler besonders ausgebildet und dabei oft ein Prunk entfaltet, der bis zur



Grabdenkmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der Thomaskirche zu Straßburg.

Ueberladung ging. Das Grabdenkmal des Marschalls Moritz von Sachsen (gest. 30. November 1750) im Chor der Straßburger St. Thomaskirche ist eine zwar theatralische, aber unleugbar großartige Komposition in karrarischem Marmor; der Schöpfer dieses Werkes, der französische Bildhauer Jean Bapt. Pigalle, hat fünf Jahre daran gearbeitet.

Mit dem Siege des Klassizismus in der Kunst wurden abgebrochene Säulen, Urnen u. s. w. auf Gräbern bevorzugt; für größere Anlagen wählte man mit Vorliebe tempelartige Bauten gleich dem Mausoleum in Charlottenburg. Auf den neueren Friedhöfen gewahrt man Grabdenkmäler in allen möglichen Formen und Stilarten, bald freistehend als Sarkophage, bald an eine Wand gelehnt als Epitaphien oder als größere oder kleinere Tempel. Man schmückt sie mit Emblemen, Inschriften und plastischen Darstellungen der Toten, die namentlich in Italien oft in einer uns befremdenden realistischen Weise durchgeführt werden.





Mannigfaltiges.

Foote und der rote Bill. — Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stand das Straßenräuberunwesen zu London in hoher Blüte. Zur Nachtzeit eine abgelegene Straße Londons zu passieren, war immer eine gewagte Sache.

Zu denjenigen, welche diese Erfahrung machten, gehörte auch der bekannte Schauspieler und Schauspieldichter Samuel Foote. Dieser immer stark verschuldete Mann wollte in der Nacht von einem vergnügten Gelage heimkehren, als ihm in einer kleinen Gasse ein maskierter Mensch in den Weg trat, dessen Hand mit einer Pistole bewaffnet war.

„Ihre Börse her!" erscholl die Stimme des Räubers.

„Sir," sagte Foote höflich, „Sie berühren hier einen wunden Punkt. Auch mir wäre der Besitz des irdischen Mammons überaus wünschenswert."

„Halten Sie mich nicht auf oder ich schieße!"

„Gestatten Sie zunächst, daß ich mich Ihnen vorstelle. Mein Name ist Samuel Foote."

Der Räuber wurde unschlüssig und zog die Pistole ein wenig zurück. „Foote? Sie sind also der Taugenichts von einem Schauspieler —"

„Bitte, keine Beleidigungen!" unterbrach ihn Foote. „Ich stelle ja auch keine Untersuchungen darüber an, welchem Lebenswandel Sie sich ergeben haben, mein Herr Räuber!"

„Ich verliere zu viel Zeit mit Ihnen. Leeren Sie Ihre Taschen, damit ich mich überzeugen kann, ob Sie wirklich nichts von Wert bei sich führen."

Gern entsprach Foote dieser Aufforderung, und der Räuber! welcher einsah, daß bei diesem Manne sein Weizen nicht blühe, wollte sich zurückziehen, als Foote schnell sagte:

„Verzeihen Sie, Sir, wenn ich Sie noch einen Augenblick aufhalte. Sie glauben nicht, mit welchen Kalamitäten unsereiner zu kämpfen hat. An allen Straßenecken lauert ein Gläubiger mit einem Polizisten, um mich in den Schuldturm sperren zu lassen. Dazu kommt noch, daß ich heute abend den letzten Rest meiner Barschaft in geistigen Getränken angelegt habe."

„Was soll das Jammern?" unterbrach ihn der Räuber mit rauher Stimme, „ich will Ihnen ja nichts nehmen, ich lasse Sie laufen, und damit basta!"

„Aber das ist nicht genug, edler Menschenfreund. Ich wette, Sie sind kein gewöhnlicher Räuber, sondern ein in seinem Fache tüchtiger Mann, der sein Handwerk versteht."

„Jedenfalls bin ich nicht ein so armer Schlucker wie Sie," brummte der geschmeichelte Spitzbube.

„Dann thun Sie mir den Gefallen und borgen Sie mir ein paar Guineen. Ich verspreche Ihnen, am nächsten Gagetag kriegen Sie das Geld pünktlich wieder."

Der Räuber lachte, holte aber wirklich zwei Guineen aus seiner Tasche und händigte sie dem glücklichen Foote ein. In diesem Augenblick erscholl Pferdegetrappel, und ein paar berittene Konstabler kamen in die Gasse gesprengt.

„Da ist er," schrie einer, „da ist der rote Bill!"

Mit einem Fluche sprang der Räuber in das nächste Haus und war verschwunden, ehe die Polizisten von den Pferden gestiegen waren. Da an ein Verfolgen in den Schlupfwinkeln dieser Häuser nicht zu denken war, umringten sie den Schauspieler, um ihn über seine Erlebnisse mit dem berüchtigten Straßenräuber zu verhören.

„Er hat mich gänzlich ausgeplündert," jammerte Foote. „Ich hatte gerade das Geld beisammen, um meine Gläubiger zu bezahlen, da mußte mir dieser ärgerliche Zwischenfall passieren. Ich bitte Sie, meine Herren Konstabler, mir wenigstens die Wahrheit dieser Angabe zu bescheinigen, damit ich mich vor dem Schuldgefängnis retten kann."

Sein Wunsch wurde erfüllt. Am nächsten Morgen sprach man in ganz London von dem räuberischen Ueberfalle des bekannten Schauspielers, und Footes Gläubiger unterließen thatsächlich alle gegen ihn gerichteten Schritte, um nicht die öffentliche Entrüstung herauszufordern.

Erst später, bei der Ergreifung Bills, wurde der wahre Hergang bekannt, als der Räuber, bevor man ihn hängte, erzählte, wie Foote das Unglaubliche gelungen sei, sogar ihn, den berüchtigten Räuber, anzupumpen. M. H—d.

Neue Erfindungen: I. Straßenfeuermelder. — Auch eine vorzüglich organisierte und eingeübte Feuerwehr vermag ihrer Aufgabe nicht gerecht zu werden, wenn sie nicht zeitig genug an den Ort gerufen wird, wo ein Brand ausgebrochen ist. Ein vorzügliches Mittel, um eine möglichst rasche Meldung zu ermöglichen, sind die neuerdings in manchen Großstädten zur Einführung gelangten öffentlichen Straßenfeuermelder. Es sind das jedermann zugängliche automatische Alarmierungsapparate, die durch unterirdische Telegraphen- oder Telephonleitungen mit der nächstgelegenen Feuerwache verbunden sind. In Berlin sind diese Feuermelder entweder an den Straßenkreuzungen oder auf freien Plätzen aufgestellt. Sie bestehen aus einem eisernen Kasten, der auf einer Säule von passender Höhe befestigt ist; ersterer enthält ein Uhrwerk, das beim Gebrauch des Melders ausgelöst wird; sein Ablaufen bewirkt dann selbstthätig die Alarmierung der Feuerwehr. Wer den Feuermelder benutzen will, muß zunächst mit einem Stock, Messer oder Schlüssel die in die Vorderseite des Kästchens eingefügte dünne Glasscheibe einschlagen, dann den ihm hierdurch zugänglich gewordenen Schlüssel herausnehmen, in das Schlüsselloch stecken und in der Richtung eines deutlich sichtbar angebrachten Pfeiles herumdrehen, worauf eine Klappe vorfällt und der im Klappenraum befindliche Zugknopf frei wird. Dieser Zugknopf muß einmal ganz herausgezogen werden, dann läuft das Uhrwerk ab, das die Feuerwehr alarmiert. Der Betreffende bleibt entweder bis zur Ankunft der Feuerwehr an dem Apparat stehen, oder er verzeichnet die Brandstelle mittels einer unterhalb des Zugknopfes gelagerten Bleifeder auf der mit Papier belegten Innenseite der Klappe. — Eine in mancher Beziehung verbesserte

Art von Straßenfeuermeldern sind die Alarmapparate nach dem System Digeon (siehe die Abbildung), die in Paris zur Einführung gelangt sind und sowohl zum Herbeirufen der Feuerwehr, wie der Rettungs- oder Sanitätsabteilungen benutzt werden können. Auch bei diesen Apparaten ist auf einer gußeisernen Säule ein rot angestrichener Kasten befestigt, der auf der vorderen Seite eine Thür mit einer dünnen Glasscheibe hat. Der Melder

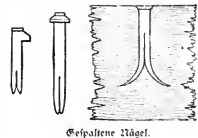


Neue Pariser Straßenfeuermelder (System Digeon).

und das Telephon, die sich beide in dem Kasten befinden, sind mit Drähten verbunden, die durch die Säule geführt und von der unterirdischen Kabelleitung abgezweigt sind. Eine Inschrift, die sich über der Thür mit der Glasplatte befindet, giebt die Anweisung, behufs Benutzung des Apparates die Scheibe einzustoßen. Die Thür öffnet sich alsdann, und es wird die Mündung des innerhalb angebrachten Telephons frei, die wiederum durch eine besondere Inschrift bezeichnet ist, und in die man laut die Art des Unfalls, die Straße und Hausnummer hineinzurufen hat. In demselben Moment, da die Thür aufspringt, beginnt der

Apparat zu klingeln und alle Vorübergehenden aufmerksam zu machen; man will dadurch verhüten, daß schlechte Scherze damit getrieben werden. Wenn das Klingeln aufhört, findet der Anruf statt, der nötigenfalls wiederholt werden muß, bis ein knarrendes Geräusch anzeigt, daß die Meldung gehört und verstanden worden ist. Fr. R.

II. Gespaltene Nägel. — Auch auf dem Gebiete des Kleinsten und Unbedeutendsten regt sich der Erfindungsgeist, und Verbesserungen an alltäglichen Gebrauchsgegenständen werden gemacht, die so einfach sind, daß man nicht begreift, wie man nicht schon längst darauf gekommen ist, bringen ihrem Erfinder oft namhafte Summen ein. So wird es wohl auch mit dem Feuderl-Nagel sein, einem neuen Patent für Nägel und Niete. Dieser Nagel hat einfach an seiner Spitze einen ziemlich tief reichenden Schlitz. Wird er in Holz getrieben, so öffnen sich, wie auf der Illustration ersichtlich, die beiden Teile und geben dem Nagel einen so festen Halt, daß er überhaupt nicht wieder herauszubekommen ist. Er wird sich also überall da empfehlen, wo eine dauernde Befestigung nötig ist. Auf den österreichischen Eisenbahnen, sowie in Bosnien und Serbien verwendet man diese Nägel als Niete zur Befestigung der Schienen auf den Schwellen, und sie haben sich dort sehr gut bewährt. F. Z.


Gespaltene Nägel.

Die Rache des Großfürsten. — Als der Bruder des Kaisers Alexander I. von Rußland, der Großfürst Konstantin, Gouverneur von Polen war, ärgerte er sich häufig über die Märchen, welche in den polnischen Adelskreisen über russische Zustände, Sitten und Gewohnheiten erzählt wurden. Der Großfürst mied es aus Gründen der Staatsklugheit lange, gegen die Verbreiter solcher Gerüchte einzuschreiten; als er aber eines Tages hörte, daß man die Russen und ganz besonders auch ihn selbst als „Talglichtesser" bezeichne, lief ihm die Galle über, und er beschloß, diese Beleidigung zu ahnden. Nach einigen Tagen gab

er ein Prunkmahl, zu welchem alle die Herren und Damen, die sich über die Talglichtesser lustig gemacht, geladen wurden. Speisen und Getränke waren ausgesucht fein, zwei Militärkapellen sorgten für ununterbrochenen musikalischen Genuß; der fürstliche Gastgeber unterhielt sich aufs liebenswürdigste mit den Damen, kurz, es herrschte eine außerordentlich gehobene Stimmung. Da winkte plötzlich der Großfürst dem Haushofmeister und wandte sich mit verheißungsvoller Miene an seine schöne Nachbarin, die Fürstin Czartoriska: „Jetzt kommt als Dessert mein Leibgericht," sagte er, „ich hoffe, es wird auch Ihren Beifall finden!" — In demselben Augenblicke wurde eine große goldene Schüssel auf den Tisch gebracht, Konstantin hob selbst den Deckel ab, und — Staunen, Enttäuschung, Bestürzung malten sich auf den Gesichtern der Gäste, denn die Schüssel enthielt einen großen Haufen Talglichter. „Ja, verehrte Gäste," nahm der Gouverneur wieder das Wort, „dies ist, wie Sie wohl schon gehört haben, mein Leibgericht, und ich erwarte, daß Sie alle demselben Gerechtigkeit widerfahren lassen werden!" — Damit griff er in die Schüssel und legte ein Licht auf seinen Teller. Noch tröstete sich die Gesellschaft, die dem Beispiele natürlich hatte folgen müssen, mit der Hoffnung, daß der „Scherz" nicht bis zum Aeußersten getrieben würde. Doch die Hoffnung war eine trügerische. Graziös führte der Großfürst sein Licht mit Daumen und Zeigefinger zum Munde und biß ein Stück ab, das ihm ganz vortrefflich zu munden schien. „Essen Sie nur tüchtig, meine Damen und Herren," nötigte er mit boshaftem Lächeln, „es ist ein köstliches Gericht!" — Nun half alles nichts mehr, mit Todesverachtung bissen Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen auf die Talglichter ein, und der Gouverneur ergötzte sich weidlich an dem nicht zu beschreibenden Mienenspiel seiner Opfer. — „Das hättest du sehen sollen," sagte er am anderen Tage zu seinem Günstlinge, dem Schauspieler Zulkowsky; „wahrlich, da hättest du eine Anzahl Grimassen studieren können, wie sie sonst nicht leicht geschnitten werden! Es war zum Totlachen!"

„Aber wie konnten denn Kaiserliche Hoheit selbst . . .?"

„Ich weiß schon, was du sagen willst! Das war nicht gefährlich. Mein Licht war aus Creme und Eis bereitet!" G. K.

Mein Göppi. — Von allen Vögeln unserer heimischen Wälder, die sich zur Stubenzucht eignen, ist sicher der Kreuzschnabel einer der interessantesten, dankbarsten und liebenswürdigsten. Sein freundliches Wesen, seine drolligen Manieren, seine Anspruchslosigkeit und seine Anhänglichkeit müssen ihm sofort das Herz jedes Vogelfreundes gewinnen. Er kann sich auch äußerlich sehen lassen, er ist ein kräftig gebauter Vogel mit grau-grün-gelbem Federkleide und schwarzen Schwungfedern, die Brust des Männchens prangt im schönsten Karminrot; leider aber geht dies schöne Rot in der Gefangenschaft vollständig verloren. Der starke Schnabel, dessen unterer Kiefer gekrümmt ist und sich mit dem oberen bald nach der rechten, bald nach der linken Seite kreuzt, hat ihm den Namen gegeben.

Nicht mit Unrecht hat man ihn den „Papagei" unserer Wälder genannt, er hat in der That in seinem Wesen und besonders in seinen Kletterkünsten viel Aehnlichkeit mit den Papageien, ohne jedoch deren schlechte Eigenschaften, wie Launenhaftigkeit, Eigensinn, Bosheit u. s. w., zu besitzen.

Ein wahres Musterexemplar dieser Gattung ist nun mein Göppi, ein äußerst gelehriger, fideler, kleiner Kerl, der ganz vortrefflich dressiert ist.

Schon in früher Morgenstunde legt mein Göppi Proben seiner guten Erziehung ab. Er klettert wohl ungeduldig im Bauer hin und her, beginnt aber nicht wie andere Vögel gleich beim ersten Sonnenstrahl sein Lied zu schmettern, weil er ganz genau weiß, daß sein Herr ein Langschläfer ist und morgens nicht gestört sein mag. Doch kaum habe ich ihm ein fröhliches „Göppi, Göppi, Göppi!" zugerufen und ihm dadurch die Erlaubnis zum Lautsein erteilt, dann fängt er auch schon an, aus Leibeskräften loszukrähen. Es ist kein regelrechtes Singen, sondern ein nervöses, hastiges Schreien und Kreischen; er ist ungeduldig und sehnt sich aus dem Bauer heraus. Um mir nun seine Sehnsucht recht eindringlich kundzugeben, läßt er ein über das andere Mal den süßen, schmelzenden Lockruf der Kreuzschnäbel „Göp! Göp! Göp!" erschallen. Wenn ich dann ans Bauer trete,

hüpft er sofort nach unten, rüttelt an der Thür und schaut mich dabei mit seinen schwarzen Aeuglein so bittend an, als wolle er sagen: „Weshalb läßt du mich denn noch immer nicht heraus?"

Ich öffne also die Bauerthür, und sofort sitzt Göppi auf meinem Finger und bringt nun durch ein schmelzendes „Göp! Göp!" seinen Dank für die Freilassung dar. Dann schaut er sich einen Augenblick im Zimmer um, und eins, zwei, drei ist er oben auf der Gardinenstange. Doch nur eine Sekunde bleibt er dort sitzen, dann fliegt er unter fortwährendem Zwitschern ein paarmal im Kreise durch das ganze Zimmer, gewissermaßen um sich die Flügel ein bißchen zu „vertreten". Endlich sucht er seinen Stammplatz, die Verzierungen eines kleinen Zigarrenschrankes, auf, der oben auf meinem Bücherspinde steht, und beginnt sich mit Eifer der Morgentoilette zu widmen, ist doch während der Nacht das sonst so glatte Federkleid merklich in Unordnung geraten.

Inzwischen ist der Kaffee hereingebracht. Ich setze mich an den Tisch und beginne mir ein Brötchen zu streichen. Natürlich hat Göppi dies gesehen, und ebenso natürlich ist es, daß er auch etwas haben will. Neben meiner Kaffeetasse steht seine Turnanstalt, ein kleines Reck, das ich mir aus drei Stäbchen und einem Brett gezimmert habe. Ehe ich noch den ersten Bissen in den Mund genommen, sitzt Göppi schon auf der Turnanstalt und mahnt mich durch sein bittendes „Göp! Göp!" auch seiner zu gedenken. Brotkrumen und Zucker verschmäht er, doch weiß er sehr wohl, daß in meiner Tasche immer ein Leckerbissen für ihn ist, sei es ein Sonnenblumenkorn oder ein Stückchen Haselnuß oder eine Mandel. Zierlich nimmt er mir dann die Frühstücksgabe aus dem Munde und verzehrt sie mit sichtbarem Behagen.

Nachdem ich mein Frühstück verzehrt, hüpft Göppi von dem Reck herunter auf eine kleine Porzellanschüssel, seine Badewanne, die mitten auf dem Tische steht. Eilfertig springt er in die Schüssel hinein, obgleich noch kein Wasser darin ist. Dies scheint ihn sichtlich zu verdrießen; ärgerlich zwitschernd fliegt er wieder auf den Zigarrenschrank.

Unterdessen wird der Tisch abgeräumt und die Schüssel mit

Wasser gefüllt. Sofort verläßt Göppi seinen Standort und läßt sich auf den Rand der Schüssel nieder. Ein paarmal läuft er um die ganze Schüssel herum, um sich den besten Platz zum Hineinsteigen auszusuchen. Dann bleibt er stehen und steckt vorsichtig das eine Bein ins Wasser, vermutlich um zu sehen, ob er auch Grund kriegen kann. Es geht, das Wasser ist nicht zu tief, und vergnügt hüpft er vollends hinein. Und nun geht ein Plätschern und Plantschen los, daß es wirklich ein Vergnügen ist, zuzusehen. Er macht sich ganz klein, daß sein Bauch den Boden berührt, taucht den Kopf tief unter, spritzt mit dem Schnabel, schlägt mit den Flügeln, daß Millionen Tropfen bald den ganzen Tisch bedecken. Wohl fünf Minuten patschelt er so im Wasser umher, durch lautes Quietschen seiner Behaglichkeit Ausdruck gebend. Endlich ist er fertig und hüpft auf meinen Finger, denn fliegen kann er nicht, da sein ganzes Federkleid mit Wasser durchtränkt ist. Ich setze ihn deshalb wieder in sein Bauer, wo er in Sicherheit sich der Wiederherstellung seiner Toilette hingeben kann. Mit Feuereifer widmet er sich dieser Aufgabe, unermüdlich schüttelt er sich, schlägt mit den Flügeln, bläst sich auf, daß er rund wie eine Kugel wird, bis jeder Tropfen aus dem Gefieder entfernt ist. Sorgsam legt er mit dem Schnabel jede Feder wieder zurecht, und in kurzer Zeit sieht er wieder so glatt und adrett aus, wie früher.

Dann geht es an sein eigenes Frühstück. Nachdem er einige Sonnenblumenkörner und zwanzig bis dreißig Hanfkörner gegessen und auch einen kühlen Trunk zu sich genommen, zeigt er mir durch ein lautes „Göp! Göp!" an, daß er fertig ist und sich mir wieder zur Verfügung stellt.

Ich öffne die Thür zu meinem Arbeitszimmer und gehe zu meinem Schreibtisch. Aber lange vor mir hat Göppi schon den Schreibtisch erreicht und sich auf das große Meyersche Konversationslexikon gesetzt. Dort ist den ganzen Tag sein Tummelplatz. Zum Schutz gegen Göppis scharfen Schnabel steckt das Lexikon noch in den Pappumschlägen. Aber wie sehen diese aus! An allen Ecken und Kanten sind sie zerbissen und zernagt, denn Göppis Studium besteht darin, die Pappe in tausend kleine Stücke zu zerbeißen. Mit dem Kopf nach unten klettert er dem

Deckel entlang, mit freudigem Eifer seinem Zerstörungstrieb frönend. Zuweilen versucht er sogar, die Bücher selbst zu zernagen, doch ein strenges Wort genügt, und sofort läßt er von dem frevlen Treiben ab.

Hin und wieder lasse ich ihn antreten und seine sämtlichen Kunststücke produzieren. Diese sind gar mannigfaltiger Art. Er kann auf den Fingern Treppen steigen, sich tot stellen, über eine ihm vorgehaltene Bleifeder hüpfen, durch vier hintereinander gelegte Manschetten kriechen, auf Kommando auf meinen Finger fliegen und „Göp! Göp!" rufen und dergleichen mehr. Leider kann ich auch nicht verschweigen, daß er trotz aller Reichstagsresolutionen ein passionierter Duellant ist und auf seinem Reck sitzend mit mir täglich ein paar Duelle auf krumme Säbel ausficht. Mit einem kleinen, säbelartig gebogenen Holzstäbchen — dutzendweise schnitze ich sie mir zurecht — versuche ich ihm einen Schlag zu versetzen. Aber nur äußerst selten gelingt mir eine Abfuhr. Denn Göppi versteht mit seinem scharfen Schnabel jeden Hieb zu parieren und den Säbel zu fassen; alle meine Fechterkünste nützen nichts, jede Finte ist vergebens. Nachdem wir ein paar Gänge ausgefochten und Göppi wieder mit Ehren als Sieger aus dem Zweikampf hervorgegangen ist, überlasse ich ihm die Waffe, die er im Augenblick in Atome zersplittert.

Wenn Göppi sich ganz besonders brav gehalten hat, bekommt er als Extrabelohnung einen schönen Tannenzapfen. Nun aber ist die Freude groß, mit Feuereifer wird jede Schuppe aufgebrochen und jedes Samenkorn mit der langen, mit einem Widerhaken versehenen Zunge herausgeholt und verzehrt. Der ganze Tannenzapfen wird schließlich förmlich zu Müll zerbissen. Wehe dem, der Göppi bei diesem Geschäft zu stören wagt, er würde unfehlbar sehr empfindlich in den Finger gebissen werden, denn der starke Schnabel ist eine gefährliche Waffe. Vielleicht steigt in dem Vogel, wenn er die harzduftenden Schuppen aufbricht, die Erinnerung an die traute Heimat, den dunklen Thüringer Tannenwald, auf, und sicher fühlt er, daß ihm der Tannensamen nicht bloß ein Leckerbissen, sondern ein Heilmittel, ein unentbehrliches Bedürfnis ist. Der Tannensamen bildet in der Freiheit sein Hauptnahrungsmittel, und kein Tier kann ohne schwere

Schäden für seine Gesundheit auf die Dauer seine natürliche Nahrung ganz entbehren.

In manchen Lehrbüchern der Naturgeschichte steht, daß die Kreuzschnäbel sich in der Gefangenschaft nicht lange hielten, sondern sehr bald eingingen. Auch mir sind mehrere Kreuzschnäbel gestorben, und zwar alle an einer sehr bösartigen Fußkrankheit. Die Füße und Beine schwollen an, sie bedeckten sich mit erbsengroßen Beulen, bis die armen Tiere selbst nicht mehr sitzen konnten, im Sande auf dem Bauche liegen mußten und zuletzt an Erschöpfung oder Blutvergiftung verendeten. Alle Mittel, die ich in ornithologischen Werken fand, hatten keinen Erfolg. Endlich ist es mir nach manchen verunglückten Experimenten gelungen, ein sicher wirkendes Heilmittel gegen diese bösartige Krankheit in der Vorsalbe zu finden. Man reibt den Tierchen abends vor dem Schlafengehen die Füßchen und Beinchen mit der Salbe ein und wird am Morgen schon die allergünstigste Wirkung konstatieren können. Das Mittel ist zugleich völlig unschädlich, so daß nichts zu befürchten steht, wenn die Vögel die Salbe ablecken.

Mein braver Göppi ist durch dieses einfache Mittel bereits zweimal von dem Fußübel kuriert worden, ich habe ihn schon ein halbes Jahr länger, als alle seine Vorgänger, und hoffe ihn noch recht lange erhalten zu können. Den Kreuzschnabelbesitzern sei dieses erprobte Heilmittel gegen die schlimme Krankheit ihrer Lieblinge bestens empfohlen. F. Lorenzen.

Strenge Kriegsartikel. — Trotz des hohen Zieles, für welches die Kreuzfahrer ihre Züge unternahmen, herrschten in ihren Reihen, denen Angehörige aller abendländischen Nationen zuströmten, doch zahlreiche Uebelstände, die Ordnung und Zucht ernstlich gefährdeten. Wiederholt wurden deshalb von den Anführern der Heere besondere Kriegsartikel erlassen, welche die wilden Scharen zügeln und von Ausschreitungen abhalten sollten. Zu den strengsten Kriegsartikeln gehören diejenigen, welche Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1189 vor Beginn seines Zuges ins heilige Land, bei welchem er seinen Tod finden sollte, aufstellte. „Wir bestimmen,“ heißt es in denselben, „und wollen streng beobachtet wissen, daß weder ein Ritter noch Knecht es

wage, Streit anzufangen. Wenn einer mit einem anderen Händel bekommen hat, soll keiner von beiden den Lagerruf schreien, damit dadurch nicht seine Leute zum Kampfe erregt werden. Wenn Streit entstanden ist, soll niemand mit Waffen, das heißt mit dem Schwerte, der Lanze oder mit Pfeilen hinzueilen, sondern den Streit schlichten, gerüstet mit dem Harnisch, dem Schilde, dem Helme, und nur mit einem Prügel bewaffnet sein. Welcher Ritter aber durch Schreien des Lagerrufes Händel veranlaßt hat, der soll all seine Rüstung verlieren und aus dem Heere gestoßen werden. Wenn es aber ein Knecht gethan hat, so soll er geschoren, gestäupt und auf dem Kinnbacken gebrandmarkt werden, falls ihn sein Herr von der Strafe nicht loskauft.

Wer einen verwundet hat und leugnet dies, dem soll, wenn der Verwundete ihn durch zwei wahrhaftige, ihm nicht verwandte Zeugen überführen kann, die rechte Hand abgehauen werden. Wenn die Zeugen fehlen und jener sich durch den Eid reinigen will, so kann der Kläger den Eid zurückweisen und mit ihm im Zweikampf die Sache ausfechten.

Wenn jemand einen Diebstahl begeht und dabei ertappt wird, so soll er, wenn er früher noch kein Dieb war, deshalb nicht gehängt, sondern geschoren, gestäupt und am Kinnbacken gebrandmarkt werden, falls ihn sein Herr nicht loskauft. War er schon früher ein Dieb, wird er gehängt.

Wenn ein Knecht des Diebstahls bezichtigt, aber nicht auf frischer That ertappt wird, so soll er sich, wenn er früher noch kein Dieb war, mit dem glühenden Eisen reinigen, oder sein Herr für ihn den Reinigungseid schwören.

Wenn ein Ritter einem anderen Ritter Schimpfworte gesagt hat, kann er dies mit einem Eide in Abrede stellen; leugnet er es nicht, so zahlt er ihm zehn Pfund der Münze, die gerade im Heere Geltung hat.

Wenn ein deutscher Kaufmann Waren zum Heere bringt und sie dann zu teuer verkauft, soll ihm der Kämmerer seinen ganzen Kram fortnehmen, ihn stäupen, scheren und am Kinnbacken brandmarken lassen."

Noch schärfer waren die Kriegsartikel, die Richard Löwenherz 1190 erließ. Es kam ihm besonders darauf an, auf den Schiffen

die Manneszucht aufrecht zu erhalten. Die Urkunde, die diese Kriegsartikel enthält, lautet: „Richard, von Gottes Gnaden König von England, Herzog von der Normandie und Aquitanien, Graf von Anjou, grüßt alle seine Getreuen, die im Begriff sind, übers Meer nach Jerusalem zu gehen. Wisset, daß wir unter gemeinem Beirat wackerer Männer nachstehende Artikel aufgestellt haben:

Wer auf dem Schiffe einen Menschen tötet, wird, mit der Leiche zusammengebunden, ins Meer geworfen. Wenn er ihn aber am Lande getötet hat, so wird er, mit dem Toten zusammengebunden, in die Erde begraben.

Wenn einer durch gesetzmäßige Zeugen überführt wird, daß er das Messer gezogen hat, um nach einem anderen zu stechen, oder daß er einen anderen blutig gestochen hat, so soll er die Faust verlieren. Wenn einer aber mit der bloßen Hand den anderen geschlagen hat, ohne Blut zu vergießen, so soll er dreimal ins Meer getaucht werden.

Wenn einer gegen einen Gefährten Schmähungen, Spottreden oder Verwünschungen ausstößt, soll er so viele Unzen Silber zahlen, so oft er ihn geschmäht hat.

Ein des Diebstahls überführter Dieb wird geschoren, siedendes Pech ihm aufs Haupt geschüttet und nachher Bettfedern darauf, um ihn zu kennzeichnen, und an der ersten Landungsstelle, wo das Heer anlegt, soll er ausgestoßen werden." Th. S.

Der alte Fritz und Köferitz. — Daß der große Friedrich oft den Schalk im Nacken hatte, mußte bisweilen der alte General v. Köferitz erfahren; denn der König hänselte ihn gern wegen seiner langen, dürren Figur. Einmal aber gelang es Köferitz trefflich, sich aus der Affaire zu ziehen. Friedrich schenkte ihm nämlich eine Tabatiere, deren Deckel eine Elfenbeinplatte mit einem possierlichen Affen zierte. Der General nahm das Geschenk mit respektvollem Danke entgegen, schickte aber sofort einen Boten damit nach Berlin, ließ den Affen herausnehmen und dafür das Bildnis des Königs einsetzen.

Am nächsten Tage während der Tafel schnupfte er wiederholt mit sichtlichem Behagen aus der Dose. Der König bemerkte dies und fragte mit sarkastischem Lächeln: „Nicht wahr, Köferitz, die Dose gefällt Ihm?"

„Sie ist mir," entgegnete der Gefragte verbindlich, „um so lieber, als Eurer Majestät verehrungswürdiges Bildnis darauf prangt." Der König stutzte, wurde sichtbar verlegen und sah geraume Zeit still auf sein Gedeck nieder.

„Köferitz," hub er endlich wieder an, „reich Er mir doch einmal die Dose her!" — Köferitz gehorchte. Als Friedrich die Veränderung bemerkte, hellte seine Miene sich auf. „Der Einfall ist gut und macht Ihm alle Ehre," lächelte er wohlwollend, indem er die Dose zurückgab.

Nach aufgehobener Tafel winkte er den General zu sich in sein Kabinett. „Ich bin auf Seiner Dose nicht gut getroffen, hier ist ein ähnlicheres Porträt von mir." Mit diesen Worten überreichte er ihm eine goldene Tabatiere, die auf dem Deckel des Königs Bild in Brillanten trug. E. K.

Jenseits der Wolken. — „Es war ein herrlicher Tag," so schildert John Steiner, ein amerikanischer Luftschiffer in den sechziger Jahren, ein von ihm jenseits der Wolken erlebtes Abenteuer, „als ich meine Vorbereitungen traf, von Camden in New Jersey (Philadelphia gegenüber) aus eine Luftschiffahrt zu unternehmen. Keine Wolke war am Firmament sichtbar, und ich versprach mir einen angenehmen Ausflug. Um drei Uhr war alles zum Aufsteigen bereit. Ich bestieg mein schwankes Fahrzeug und sagte den mich umgebenden Freunden lebewohl. Das Kommandowort „Laßt los!" erscholl, und majestätisch erhob sich der Ballon in die Lüfte, gefolgt von dem Jubelruf der gaffenden Menge.

Höher und höher stieg ich empor, bis der Ballon 8000 Fuß über der Erde festbleibend in dem endlosen Luftmeer ruhig dahinschwamm. Das Quecksilber stand 42 Grad (Fahrenheit) über Null.

Die Vogelperspektive, die sich mir bot, war prachtvoll. Philadelphia und Camden lagen direkt unter mir, und den die beiden Städte scheidenden Delaware konnte ich fünfzig Meilen weit nach jeder Seite hin überblicken; die Schiffe auf ihm glichen Kinderspielzeugen, und die Dampffähren, welche zwischen den Ufern hin und her kreuzten, sahen aus wie Wasservögel, welche sich in einem Bächlein umhertummelten. Im Osten erblickte ich

den Atlantischen Ozean, seine mächtigen Wogen gegen den blauen Himmelsdom auftürmend.

Ich war ganz in diesen entzückenden Anblick versunken, als meine Aufmerksamkeit durch ein entferntes Donnern nach dem Westen gelenkt wurde. Tief am Horizont lag eine lange Kette zusammengeballter schwarzer Wolken, zwischen welchen zuckende Blitze hin und her spielten.

Das Gewitter stieg rasch auf. Ich hatte mir oft gewünscht, Donner und Blitz einmal unter mir zu sehen; jetzt bot sich mir die Gelegenheit, und ich ließ sie nicht unbenutzt vorübergehen.

Ich warf einigen Ballast über Bord und stieg infolgedessen bis zu einer Höhe von 12,000 Fuß; hier wurde der Ballon abermals feststehend. Die Kälte begann empfindlich zu werden, das Quecksilber stand nur noch 23 Grad über Null (Fahrenheit). Ich sah auf meine Uhr, es war halb Vier. Das Gewitter kam näher, und der Donner rollte fürchterlich in meinen Ohren. Eine unbestimmte Angst ergriff mich; ich überlegte, ob ich nicht, bevor mich der Sturm erfassen könnte, zur Erde niedersteigen sollte. Es war jedoch zu spät; denn die Elemente tobten in ausgelassener Wut. Alles, was ich jetzt thun konnte, war, mich über dem Gewitter zu erhalten. Ich warf daher meinen ganzen Ballast über Bord, wodurch es mir gelang, mich vorerst außer der Gewalt des Sturmes zu halten. Nachdem ich diese notwendige Arbeit vollbracht, sah ich wieder hinab. Ich konnte nichts mehr erblicken, als ein kochendes Meer von Schaum, das mich schwindeln machte. Ueber mir schien die Sonne hell und freundlich, unter mir raste und tobte es, als sei der jüngste Tag angebrochen. Die Donnerschläge schallten betäubend zu mir herauf. Ich befand mich ungefähr 5000 Fuß über dem Gewitter und 10,000 Fuß über der Erde; mein Ballon war bereits um einige tausend Fuß gefallen.

Von Zeit zu Zeit schleuderte der Sturm den kochenden Schaum in wogenden Bergen in die Höhe; es sah aus, als wenn mächtige Schneegebirge sich auftürmten, alsdann wieder zusammensänken, um von neuem gen Himmel zu steigen. Ich kann die Bewegung dieser wogenden Ungeheuer mit nichts vergleichen, was auf Erden sichtbar ist, ebenso finde ich auch keine Worte,

um ein getreues Bild der Scene zu entwerfen, die unter mir ihr schreckliches Wesen trieb; sie war furchtbar, ungeheuerlich.

Es war mir nicht lange vergönnt, müßiger Zuschauer zu bleiben; ich sollte hinab, mitten in die rasende Natur. Mein Ballon sank unter dem Einflusse der Kälte und mein Mut mit ihm. Ich machte einen letzten Versuch, mich oberhalb des Gewitters zu erhalten, und warf meinen Anker, meine Seile über Bord, ja ich riß sogar die Verzierungen von dem Nachen und schleuderte sie hinab in die Finsternis; aber es war alles vergebens — ich sank und sank. Immer näher kam das Unwetter, fürchterliche Donnerschläge begleiteten meine grausige Niederfahrt, die durch gar nichts mehr aufzuhalten war. Ich sank mit unheimlicher Schnelligkeit tiefer und tiefer, vom Himmel zur Hölle fiel ich hinab — völliges Dunkel umgab mich. Ich konnte nicht einmal den Ballon, der mich trug, sehen, ausgenommen, wenn zuckende Blitze die Scene erleuchteten. Aber auch das war mir bald nicht mehr möglich, denn das elektrische Licht leuchtete so intensiv, daß meine Augen fast erblindeten. Hierzu kam noch, daß die gewaltsamen Lufterschütterungen, inmitten deren ich mich befand, mir das Blut aus Ohren und Nase trieben. Mein Ballon taumelte und schwankte wie ein betrunkener Mann, und der Nachen wurde so heftig hin und her geschleudert, daß ich alle Mühe hatte, mich in demselben festzuhalten.

Sollte ich schnell niedersteigen? Wie konnte ich dies bei einem solchen Unwetter! Es wäre der sichere Tod gewesen. Zudem hatte ich keinen Anker mehr. Bleiben konnte ich aber auch nicht länger — doch was war das? — ein Tropfen Wasser! Ich war gerettet, der Regen strömte auf mich herab, ich mußte der Erde nahe sein. Meine Augen erhielten ihre frühere Sehkraft wieder; ich blickte um mich. Ich befand mich nicht weit über den Gipfeln der Bäume, über welche ich mit einer Schnelligkeit von einer englischen Meile in der Minute dahinraste. Es konnte nicht mehr lange währen, so mußte ich auf dem Boden ankommen; ich hielt mich deshalb mit beiden Händen an dem Nachen fest und erwartete todesmutig den Stoß, der nicht lange mehr ausbleiben konnte. In wenigen Sekunden erfolgte er, und zwar so heftig, daß ich weit heraus auf die Erde

geschleudert wurde. Ich verlor gleich nach dem Falle die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich, von teilnehmenden Menschen umgeben, im Bette, und man sagte mir, daß mich ein Mr. Styles auf seiner Farm aufgenommen habe.

Mein Ballon war zerfetzt und gänzlich zerstört.

Seit dieser gräßlichen Stunde habe ich alle Lust verloren, ein Schauspiel, das Blitz und Donner jenseits der Wolken veranschaulicht, nochmals zu erleben." E. K.

Eine schlimme Vorbedeutung. — Ein Gebrauch in Schweden will, daß das zur Krönung eines Königs bestimmte Pferd eigens aufgezogen wird. Das für König Gustav IV. ausersehene war von ganz besonderer Schönheit. Der Stallmeister, der das Pferd zuritt, führte dasselbe gewohntermaßen täglich vor einem Hause, in dem ein Schuhmacher wohnte, vorbei, bei welcher Gelegenheit die Schuhmachersfrau dem schönen Tiere regelmäßig Salz und Brot spendete. Dieses hatte sich an die freundliche Bewirtung schließlich dermaßen gewöhnt, daß es nie, ohne sein bescheiden Teil erhalten zu haben, vor des Schuhmachers Hause vorbei wollte.

Derselben eigensinnigen Grille überließ es sich auch, als der König, dasselbe am Krönungstage reitend, mit der Krone auf dem Haupte und dem Reichsscepter in der Hand, durch die Straße zog. Der Monarch, dem die Absicht des Pferdes unbekannt war, wollte es als sicherer Reiter durch einige Sporenstreiche nötigen, weiterzugehen, aber das Tier bäumte sich dergestalt, daß Scepter und Krone auf die Straße rollten.

Dieser Vorfall ward schon damals als eine Vorbedeutung all des Unheils angesehen, welches späterhin diesen unglücklichen Regenten traf, der bekanntlich im Jahre 1809 Thron und Vaterland verlassen mußte. W. H.

Trinkt der Hase Wasser? — Es ist eine noch vielfach verbreitete und selbst von Jägern vertretene Ansicht, daß der Hase kein Wasser trinkt, sondern seinen Durst durch die Pflanzensäfte seiner Nahrung stillt. Allerdings werden wassertrinkende Hasen nur selten beobachtet, aber es liegt dies wohl hauptsächlich an der Scheu Meister Lampes. Daß er in Wirklichkeit kein Ver-

ächter eines kühlen Trunkes ist, beweist folgende Beobachtung, die C. v. Thüngen mitteilt. „Als ich vor mehreren Jahren," so erzählt unser Gewährsmann, „an einem Sommerabend, mit dem Fischfang beschäftigt, am Ufer des schmalen Trentflusses stand, sah ich einen Hasen in raschem Laufe vom jenseitigen Ufer herunter an das Flußufer eilen. Ich konnte deutlich bemerken, wie der Hase, der sich weit über den Uferstrand streckte, etwa eine Minute lang gierig trank und dann ruhig davonsprang." Th. S.

Napoleon und Gros. — Nach der Schlacht von Wagram hielt Napoleon Revue über die in der Schlacht erbeuteten Kanonen. Da bemerkte er, daß in kühnen Strichen auf einem Munitionswagen ein Bild der Schlacht dargestellt war. „Wer hat dies gemalt?" fragte er hastig. Aber erst als er seine Frage wiederholte, trat ein Sergeant hervor und bemerkte, daß er der Urheber des Bildes sei. „Hast du die Malerei erlernt?"

„Ich war der vierte unter den Bewerbern um den großen Preis."

„Dein Name?"

„Gros."

„Man gebe ihm seinen Abschied," sagte der Kaiser, „Frankreich muß ebensogut Künstler, wie Soldaten haben."

Und mit kaiserlicher Unterstützung ging Antoine Jean Gros (1771 bis 1835) nach Paris zurück, wo er bald einer der ersten französischen Schlachtenmaler wurde. Dr. W.

Zurechtgewiesen. — Die Baronin v. Gerlach, welche sich nach dem Tode ihres Mannes in bedrängter Lage befand, bat den Kaiser Joseph II. in Wien um eine Pension. Der Kaiser hatte von der adelsstolzen Dame nicht viel Günstiges gehört und fragte sie in der Audienz: „Haben Sie Kinder, Madame?"

„Ja," lautete die dünkelhafte Antwort, „zwei Junker und drei Fräulein."

„Hm —" erwiderte Joseph II. mit ironischem Lächeln, „ich hatte auch einmal ein Mädchen, aber das ist gestorben." J. W.

